Fünftes Buch.

Regierungsperiode des Hauses Plantagenet oder Anjou.

(Zeitraum: von 1217 bis 1399.)

Heinrich III., mit dem Zunamen von Winchester (reg. von 1217 bis 1272) war zu jung, als er seinen Vater verlor und demselben in der Regierung folgte, um in einer so unruhigen und aufgeregten Zeit, als die war, welche Johann's Willkühr und Grausamkeit hervorgebracht hatte, von seiner Regierung etwas Großes und Wirksames erwarten zu können. Der Zustand des Reichs, die Abneigung des größern Theils der englischen Großen gegen das Haus des verstorbenen Königs, und die Fortschritte des französischen Prinzen ließen es überhaupt noch zweifelhaft, ob der junge Thronfolger sich in dem Besitze der Krone seiner Väter werde behaupten können. Hätte nicht der eben so tapfere als weise Graf von Pembroke, der als Marschall des Königreichs an der Spitze der Armee stand, sich seiner mit allem seinen Ansehen und aller seiner Macht angenommen, dürfte er wohl nie dahin gelangt seyn, den Thron zu besteigen. Ihm allein verdankte er es, daß seine Krönung, wenn auch weniger feierlich, als dies früher gewöhnlich der Fall war, glücklich in der Kathedrale zu Worcester am 28. October 1216 (also zehn Tage nach seines Vaters Tode) durch den päpstlichen

Legaten und die Bischöfe von Winchester, Exeter und Bath, im Beiseyn einer nur geringen Zahl englischer Barone, zu Stande kam, nachdem er dem päpstlichen Stuhle gehuldigt und Treue geschworen hatte.

Hatte der edle Graf den Sohn seines Königs, den er die Laster und persönlichen Fehler des Vaters nicht büßen sehen wollte, auf den Thron gehoben, so mußte er ihn auch auf demselben zu erhalten und zu schützen suchen. Heinrich, der sich noch im zarten Kindesalter befand, bedurfte einer festen Stütze, eines weisen Reichsverwesers, der an seiner Statt das Staatsruder führte, und fand beides in dem Grafen von Pembroke.

Gleich nach vollendeter Krönungsfeierlichkeit wurde diesem von den versammelten Edlen die Vormundschaft über den jungen König übertragen. — Es war in der That, sowohl für den König selbst, als auch für das Land, ein großer Verlust, daß der treffliche Mann zu früh starb, um die von ihm wieder hergestellte Ruhe auch vollends befestigen zu können. Die weisesten Maßregeln, die zu diesem Zwecke ergriffen werden konnten, wurden von ihm ergriffen. Der dem Papste auf Verlangen des Legaten Gallon geleistete Huldigungseid, zu dem sich der junge König vor seiner Krönung verstehen mußte, sicherte ihm den Vortheil der Freundschaft und des geistlichen Beistandes desselben, was in jenen Zeiten gewiß nicht unbedeutend war. Der französische Prinz Ludwig, der den größern Theil der Barone auf seiner Seite hatte, befand sich in einer zu vortheilhaften Lage, als daß ein solcher Beistand gegen ihn nicht höchst nöthig gewesen wäre. Der Legat richtete auch sofort seine Bannstrahlen wider denselben, und förderte dadurch die Bemühungen des Grafen von Pembroke, die Barone für den rechtmäßigen König zu gewinnen,

sehr. Ankündigung einer allgemeinen Amnestie, besondere Versprechungen an die mächtigeren Lords, Bestätigung und Erweiterung der Magna Charta und andere Gnadenbezeugungen waren die Mittel, durch welche es ihm bald gelang, dem Prinzen den größern Theil seiner Anhänger zu entziehen, und die königliche Macht so zu verstärken, daß der Krieg gegen ihn mit entschiedenem Vortheile fortgesetzt und schon nach einigen Jahren glücklich zu Ende gebracht werden konnte. Der Sieg, welchen Pembroke mit den Königlichen über die conföderirte Armee unter dem Befehl des französischen Marschalls Grafen von Perche in der Schlacht bei Lincoln (am 19. Mai 1217) erfocht, und die bald nachher (am 24. Aug. 1217) erfolgende gänzliche Niederlage der großen französischen Flotte von 80 großen und mehreren kleinern Fahrzeugen, auf welcher Blanka von Kastilien, des Prinzen Gemahlin, diesem die erbetene Hülfe sandte, durch eine kaum halb so beträchtliche englische Flotte, welche aus den sogenannten fünf Häfen (cinq ports) unter Hubert von Burgh ausgelaufen war, verschaffte dem König das entschiedenste Uebergewicht über seinen Gegner.

Ludwig, der sich nach London zurückgezogen hatte, und hier sich bald genug von der englischen Armee eingeschlossen sah, auch in der Stadt selbst bei den häufig wiederholten aufrührischen Bewegungen der Bürger nur wenig sicher wußte, erkannte das Gefährliche seiner Lage zu sehr, um nicht gern die Hand zum Frieden zu bieten, und zwar um so mehr, als sein Vater, der König Philipp, selbst seine Sache aufgegeben hatte und ihn ohne Hülfe ließ, um es mit dem Papste nicht zu sehr zu verderben. Auch dem Grafen von Pembroke mußte die Anerbietung des Friedens angenehm seyn,

weil er wußte, daß von Frankreich aus England und seinem Könige noch manche Unruhe bereitet werden konnte.

Mit der Einschiffung und Rückkehr Ludwigs nach Frankreich war Heinrichs Herrschaft in England gesichert. Sein Einzug in London war ein Freudenfest für die Bewohner dieser schon damals beträchtlichen Hauptstadt Englands, weil er zuvor die Erhaltung der Volksrechte aufs Neue feierlich gelobt und beschworen hatte. Die am 22. Febr. 1218 erneuerte Bestätigung der dem König Johann abgezwungenen Charte war zu wichtig für die Nation, um nicht allgemeine Freude zu erregen.

Bei dem Frieden hatten durch das kluge Benehmen des Regenten alle Theile, mit Ausnahme der Geistlichen von Ludwigs Partei, gewonnen. Sie allein erfuhren den Zorn des Papstes, dessen Bannstrahlen sie getrotzt hatten, in vollem Maße. Mehrere wurden ihrer Pfründen ganz beraubt, Andere mußten sich mit schweren Summen lösen, weil der Regent, aus weiser Politik, den päpstlichen Legaten in ihrer Verfolgung auf das kräftigste unterstützte.

Dem Glücklichen kommt Alles entgegen. Heinrichs III. Regierung war kaum befestigt, als der schottische König, der es bisher mit dem französischen Prinzen gehalten und diesem bereits gehuldigt hatte, nun ihm seine Huldigung darbrachte und dadurch auch das päpstliche schwer auf ihm lastende Interdict von sich wälzte. Auch mit dem Fürsten Llewellyn von Wallis schloß der Regent einen für erstern anständigen und vortheilhaften Frieden, um von der Nation nicht neue Opfer zur Fortsetzung des Krieges mit ihm fordern zu müssen.

Pembroke, der durch seine Klugheit und weise Mäßigung seinem Vaterlande die lange entbehrte Ruhe wieder gegeben hatte, starb, wie schon bemerkt wurde, zu früh, um den trefflich begonnenen Bau zu vollenden. Der König war bei seinem um die Mitte des Monats Mai im Jahre 1219 erfolgenden Tode noch zu jung, um die Regierung selbst übernehmen zu können, und Pembroke's Nachfolgern in der Regentschaft, dem Bischof Peter des Roches von Winchester, dem die Aufsicht über die Person des jungen Königs übergeben war, und Hubert de Burgh, welcher zum Oberrichter von England ernannt wurde, fehlte das Ansehn und die Kraft ihres Vorgängers, den zügellosen und mächtigen Baronen, welche bald genug neue Eingriffe in die Rechte der Krone und des Volkes versuchten, mit Nachdruck die Spitze zu bieten. Die bald erwachende gegenseitige Eifersucht beider war ohnedies ganz dazu geeignet, jenen freien Spielraum zu geben, und das Volk litt nicht minder von deren hartnäckigen Widersetzlichkeit gegen den König, als dieser selbst. Ersteres wurde auf alle Weise von ihnen gedrückt, und als von Seiten der Regentschaft mehreren dieser kleinen Volkstyrannen die königlichen Schlösser abgefordert wurden, welche sie in den letzten unruhigen Zeiten theils mit Gewalt an sich gezogen, theils von dem vorigen Regenten zur Vertheidigung gegen die Franzosen übertragen bekommen hatten, wagten sie es, keck und kühn, Bündnisse gegen die königliche Gewalt mit einander zu schließen und sich dieser mit den Waffen in der Hand entgegen zu stellen.

Einer der schlimmsten dieser Unruhstifter war der Graf von Albemarle, Befehlshaber des Schlosses Rokkingham, dessen Herausgabe er mit höhnender Verach-

tung der königlichen Befehle verweigerte. Zu leicht erhielt er Verzeihung, als er, durch die Kirche in Bann gethan, von den königlichen Truppen in die Enge getrieben und von seinen Verbündeten verlassen, sich zum Ziele legte, um nicht Andere zu ähnlichen Ausschweifungen und Empörungen zu reizen. Selbst unter den Bürgern in London entstanden bald nachher (1222) Unruhen, welche nur durch die gegen die Anführer des Aufstandes bewiesene Strenge gedämpft wurden. Die offenbare Verletzung der Charte, mit welcher sie ausgeübt wurde, gab indeß zu neuen Erbitterungen Stoff. Ohne vorhergegangenen Prozeß und Verurtheilung durch ihres Gleichen, wurde der Erste derselben, Constantin Fitz-Argulf, ein reicher Bürger Londons, sofort aufgeknüpft, während man Andern Nasen und Ohren abschnitt, und sie so geschändet den Ihrigen zurückschickte.

Dieses gewaltthätige und höchst willkührliche Verfahren des Oberrichters war keineswegs geeignet, die Liebe der Bürger Londons der Regierung zu erwerben; insbesondere und der englischen Nation im Allgemeinen bekundete sich die Schwäche derselben auch nur zu deutlich durch die auf allen Seiten wieder ausbrechenden Unruhen.

Obwohl der König, jetzt erst 16 Jahr alt, in einem nach Oxford zusammen berufenen Parlamente, ein Name, den man schon um diese Zeit anfing, den größern Reichsversammlungen beizulegen, die Charte zum zweiten Male erneuerte, und in alle Provinzen des Königreichs Befehle zu strenger Beobachtung derselben sandte: so war doch von ihm, bei seiner Geistesschwäche, um so weniger viel Gutes zu erwarten, als die neuen Reichsverweser, besonders Hubert de Burgh, Heinrichs erklär-

ter Günstling, mehr eine willkührliche als eine gesetzliche Gewalt liebten. Der Stolz, mit welchem dieser ehrsüchtige Mann die nicht minder stolzen Barone behandelte, und die Schwäche, mit welcher der König seinen oft so verderblichen als arglistigen Rathschlägen folgte, reizte dieselben zu neuen Widersetzlichkeiten und Empörungen, die bis zum Ende der langjährigen Regierung Heinrichs III. anhielten und ihre Macht nicht wenig vermehrten.

Zu den innern Unruhen kam, ehe noch der König für volljährig erklärt war und die Selbstregierung angetreten hatte, ein Krieg mit Frankreich, indem Ludwig VIII. sich die Minderjährigkeit Heinrichs zu Nutze machen wollte, die Engländer aus den ihnen in Frankreich noch gebliebenen Provinzen wo möglich ganz zu vertreiben. Dem König blieb nichts übrig, als ein Heer nach Guianna zu schicken, dessen Oberbefehl er seinem Bruder Richard und seinem Onkel, dem Grafen von Salisbury, anvertraute. Zur Ausrüstung desselben bedurfte er aber außerordentlicher Geldbewilligungen der Nation, die er nur gegen eine abermalige Bestätigung der Charte seines Vaters Johann erlangen konnte. Nun schon zum dritten Mal (1225) gelobte also der König gewissenhafte Beobachtung derselben, und sandte, wie früher, deßfalls Befehle in die Provinzen, die jedoch eben so wenig als jene befolgt wurden. Die Barone thaten, was sie wollten. Selbst während dieser Unterhandlungen mit dem Parlamente wagte es einer derselben, Foulques von Brent, die größten Ausschweifungen zu begehen und einen Aufstand zu erregen, der die Berathungen auf eine unangenehme Weise unterbrach, dem Unternehmer und seinen Anhängern aber nur Verderben brachte. Ersterer ward aus dem Königreiche verbannt,

letztere, Ritter und Andere, 80 an der Zahl, empfingen den Tod durch den Strang, weil Hubert glaubte, hier, wo das Glück auf seiner Seite war, nicht Gnade für Recht ergehen lassen zu dürfen, sondern zum warnenden Beispiele für Andere die größte Strenge ausüben zu können.

Der Krieg in Frankreich konnte nur lau betrieben werden, weil Ludwig durch Versprechung eines Kreuzzuges den Papst auf seine Seite brachte und dieser durch sein Machtwort den englischen Waffen Einhalt that, so daß es vor der Hand beim Alten blieb, und Prinz Richard nach zweijährigem Aufenthalt in Guianna nach England zurückkehrte.

Heinrich III. war indeß (1226) für volljährig erklärt worden, und hatte die Regierung selbst übernommen, blieb aber nach wie vor ein Spielball seiner Günstlinge, und zwar zunächst des Hubert de Burgh, der es auch bald genug dahin zu bringen wußte, daß der Bischof von Winchester in Ungnade kam und in sein Stift verwiesen wurde, so daß er den König nun allein in seiner Gewalt hatte. Von ihm verleitet, versuchte dieser auch sofort neue Eingriffe in die Rechte der Nation, indem er die beiden Gnadenbriefe seines Vaters, aus welchen die Magna Charta der Engländer besteht, unter dem Vorwande widerrief, daß er an seinen Eid nicht gebunden seyn könne, weil er ihn als Minderjährigen geschworen habe.

Wie entrüstet die Großen des Landes über diesen Treubruch waren, zeigte sich, als kurz darauf des Königs Bruder Richard aus Frankreich zurückkehrte und zwischen beiden ein heftiger Streit ausbrach. Eine große Anzahl der Erstern, des Prinzen Unzufriedenheit benutzend, verband sich mit demselben, fest entschlossen,

mit den Waffen in der Hand die Wiedereinsetzung der Magna Charta zu erzwingen. Nicht aus Gefühl des gegen die Nation verübten Unrechts, noch weniger um dem Lande einen neuen Bürgerkrieg zu ersparen, sondern aus Furcht vor den üblen Folgen, die ein solcher auch für ihn hätte haben können, verglich Hubert, dessen Leitung der König sich ganz überließ, beide Brüder, und über dem Privatinteresse war nun auch bei dem Prinzen das allgemeine Beste, dem sich dieser so eben mit Eifer angeschlossen hatte, vergessen und bei Seite gesetzt. — Richard, der eigentlich nur Sinn für Aufhäufung seiner Reichthümer hatte und in der That der reichste Fürst seiner Zeit war, konnte leicht mit Rückgabe der ihm von seinem Bruder entrissenen Güter befriedigt werden. Mittelst seines Geldes gelang es diesem Prinzen auch, sich die deutsche Königskrone zu erwerben, die ihm jedoch wenig Vortheil brachte, da er in Deutschland nur so lange in Ansehen stand, als er mit seinem Gelde um sich werfen konnte.

War der Haß, welchen man gegen den durch seine Schwäche verächtlich gewordenen König schon bisher gehabt hatte, nur zu sehr gegründet gewesen, so war und wurde er es jetzt noch immer mehr. Es fehlte ihm auch an Allem, was ihm die Zuneigung seiner Unterthanen hätte erwerben können. Kriegerischer Muth und mannhafte Entschlossenheit in gefahrdrohender Zeit, eine Tugend, welche in diesem Zeitalter ein wichtiges Erforderniß für jeden freien Mann, wie viel mehr also noch für den Herrscher und König einer großen Nation, war, fehlte ihm fast ganz. Unterdrücker der Ueberwundenen und trotzig und übermüthig, wenn er das Glück und Uebergewicht auf seiner Seite glaubte, wich er, und gab selbst die wichtigsten Rechte seiner Krone

mit Feigherzigkeit auf, wenn das Gegentheil Statt fand. Seine Kriege in Frankreich, wo die Gefahr, sich der Erbländer seiner Väter bald gänzlich beraubt zu sehen, immer größer wurde, wurden ohne Erfolg für ihn geführt, weil er es nicht verstand, die mehr als einmal ihm sich darbietenden günstigen Gelegenheiten zu benutzen, und endigten damit, daß er durch seine Barone, mit denen die Streitigkeiten jetzt schon aufs höchste gestiegen waren, und durch den traurigen Zustand, zu welchem sein königliches Ansehen und seine Macht herabgesunken war, gezwungen, sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, nach siebenzehnjährigen Unterhandlungen über diesen Gegenstand in dem Frieden vom 20. Mai 1259 auf die Normandie und auf Maine, auf Anjou und Poitou Verzicht zu leisten. Der König von Frankreich, Ludwig IX., trat ihm dafür Limousin, Perigord, Tuerzy, Agenois und einen Theil von Saintonge, nebst einer beträchtlichen Summe Geldes ab.

Mit seinen übrigen auswärtigen Unternehmungen ging es nicht besser. Sie kosteten viel Geld und blieben doch ohne Erfolg. Dahin kann auch der Versuch gerechnet werden, seinen jungen Sohn Edmund auf den sicilischen Thron zu bringen. Seine Züge gegen Schottland, wo gleichzeitig mit ihm Alexander II. und Alexander III. auf dem Throne saßen, und gegen Wallis, endigten meist mit friedlichen Vergleichen, da Heinrich die Gefahr des Kampfes scheute. Daher und wegen der Gelderpressungen, zu welchen ihn seine ungeheuere Verschwendung nöthigte, kam es auch, daß er sein Ansehn bei der Nation ganz verlor und einer bedeutenden Anzahl der vornehmsten Barone, an deren Spitze sein eigener Schwager, Simon von Montfort, Graf von Leicester, stand, die gegen ihn unternommene Revo-

lution dermaßen gelang, daß er sich beinahe aller königlichen Macht und zuletzt sogar seiner Freiheit beraubt sah.

Die Geistlichkeit hatte sich den Baronen angeschlossen, weil sie sich durch die eben so frechen als unerhörten Geldforderungen des römischen Hofes unaufhörlich gebrandschatzt sah. Heinrichs grenzenlose Schwäche und Nachgiebigkeit gegen denselben steigerte die päpstlichen Anmaßungen immer höher. Wie sehr und oft man sich denselben auch widersetzte, man sah sich endlich doch immer genöthigt, den steten und immer dringender werdenden Forderungen Genüge zu leisten, da es dem apostolischen Stuhle ein Leichtes war, unter einer so schwachen Regierung mit den fürchterlichen Waffen, deren sich die Kirche in jener Zeit noch bedienen konnte, seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen. — Der häufige Wechsel der Päpste, deren während Heinrichs Regierung nicht weniger als acht von Rom aus die gesammte Christenheit beherrschten, machte in Rücksicht ihrer Ansprüche nicht den geringsten Unterschied. Einer trat in die Fußtapfen des Andern. Die Unterhandlungen mit dem päpstlichen Hofe, der alles aufbot, sein Ansehn und seine mühsam errungene Herrschaft über den König von England und die englische Kirche zu behaupten, füllen Heinrichs ganze Regierung aus, und können, wenn man die Hauptereignisse seines politischen Lebens und Wirkens in drei Klassen abtheilt, wovon die eine seine kriegerischen Unternehmungen mit fremden Mächten und die andere seine Streitigkeiten mit seinen eigenen Unterthanen in sich begreifen würden, füglich die dritte ausmachen.

Für die Geschichte des Landes selbst machen den wichtigsten Theil dieser unter Heinrichs Regierung vor-

gefallenen politischen Ereignisse die innern Bewegungen aus, weil eben sie den kaum gelegten Grund zu der nachmaligen freien Konstitution Englands befestigten und erweiterten. Zwar wollte es den Anschein gewinnen, als ob die aus diesen Unruhen entspringende Aristokratie der Barone der allgemeinen Freiheit wenig nützen, im Gegentheile vielmehr zum Schaden gereichen dürfte; doch erkennt man in dem Umstande, daß schon Städtedeputirte zum Parlamente gerufen wurden, auch deutlich genug den Einfluß und das Ansehn, welches der Bürgerstand bereits jetzt gewonnen hatte. Die Barone hatten durch ihren standhaften Widerstand den König gezwungen, auf einem, wegen neuer Geldbewilligung zu Bestreitung der die sicilianische Thronbesteigung betreffenden päpstlichen Forderungen, im Jahre 1258 nach Oxford zusammen berufenen Parlamente, gewöhnlich das tolle Parlament (mad parliament) genannt, weil die Unterhandlungen nur mit den Waffen in der Hand betrieben wurden, die wegen Verbesserung der Regierung ihm vorgelegten Statuten zu beschwören. Schon hier sollen, wenn auch nur aus Gefälligkeit zugelassen, zum ersten Male zwölf Abgeordnete von den Gemeinen erschienen seyn und den Sitzungen beigewohnt haben; Prinz Eduard, der Thronerbe, und später auch Richard von Cornwall, damals schon römischer König, mußten, der Nothwendigkeit weichend, zu mehrerer Sicherheit gleichfalls diese Statuten beschwören, obgleich der König keineswegs Willens war, seinen Eid zu halten, was in jenen Zeiten bei den hohen Herrschern gar oft vorkommt, da im höchsten Nothfalle der Papst gegen eine namhafte Summe Geldes sich leicht und gern dazu verstand, unter irgend einem religiösen Vorwande seine Klienten von einem Eide zu entbinden.

Die Barone, des Königs Wortbrüchigkeit kennend, verbanden sich noch enger und fester, um ihr Werk zu sichern. Sie luden selbst die Hauptstadt ein, sich ihnen anzuschließen, was die Bürger Londons, welche durch die Erpressungen Heinrichs am meisten litten, mit vieler Bereitwilligkeit thaten. Die bald genug erhobenen Widersprüche gegen die oxfordschen Statuten und die gleichfalls bald nachher erfolgende Aufhebung des königlichen Eides durch den Papst Urban IV. rechtfertigten diese Vorsicht zur Genüge. Eine nicht lange nach erfolgter königlicher Unterschrift aus Eifersucht entstandene Zwistigkeit zwischen den ersten Häuptern der Verbindung, dem Grafen Leicester und Oxford, von denen Ersterer, sein Uebergewicht und seine Macht allerdings mißbrauchend, sich über alle Uebrigen erhob, war es eben, was Heinrich ermuthigte, sich von dem Joche zu befreien, welches ihm die Barone aufgelegt hatten, und zu erklären, daß er sich nicht länger verpflichtet halte, die oxfordschen Statuten zu beobachten. Neue Unterhandlungen der Barone mit dem Könige waren die nothwendige Folge der Gewaltschritte, die sich dieser erlaubte. Da sie weder bei der einen noch bei der andern Partei zu einem erwünschten Ziele führten, brach der Bürgerkrieg aufs Neue aus. Die Barone wählten abermals den Graf Leicester zu ihrem Anführer, und hatten endlich, nach manchen bald friedlichen bald feindlichen Unterhandlungen mit dem Könige, den Triumph, ihn in einer Hauptschlacht zu besiegen.

Es war die Schlacht bei Lewes, am 14. Mai 1264, welche nicht blos Heinrich und seinen Bruder, den römischen König Richard, ihrer Freiheit beraubte, sondern auch den Prinzen Eduard in des Grafen von Leicester Gefangenschaft brachte. Beide Parteien kämpf-

ten mit äußerster Erbitterung gegen einander. Des Prinzen Hitze, mit der er die seiner Uebermacht und seinem ungestümen Angriffe weichenden Kriegsvölker der Stadt London, welche 15000 Mann stark den Baronen zu Hülfe gekommen waren, verfolgte, hatte Heinrich und Richard schon den Verlust der Schlacht und Freiheit zugezogen, als er zurückkehrte und gleichfalls in die ihm vom Grafen Leicester gelegten Schlingen fiel. Ohne Mittel und Aussichten, den Kampf mit Erfolg fortsetzen oder entkommen zu können, mußte er sich mit der feindlichen Partei in Unterhandlungen einlassen, durch welche der sogenannte Vergleich von Lewes zu Stande kam, sich aber auch nebst seinem Vetter Heinrich, Richards Sohn, als Geißel stellen.

Dieser glänzende Sieg legte nun die Zügel der Regierung in Leicesters Hände. Die Versuche einiger englischer Herren, welche sich wider ihn auflehnten, wurden bald gedämpft. Auch die Unternehmungen der Königin Eleonore, welche in Frankreich große Rüstungen machte, ihren Gemahl zu befreien, hatten keinen Erfolg. Die Flotte, auf welcher eine von ihr mit großem Kostenaufwande in Flandern zusammen gebrachte Armee nach England übergesetzt werden sollte, ward von widrigen Winden zurückgehalten, und diese mußte wieder auseinander gehen.

So schien sich das Glück für den Grafen auf alle Weise zu erklären, der in der That schon jetzt eine größere Gewalt ausübte, als der König sie je besessen hatte. Aber eben hierdurch erwuchsen ihm bald neue Feinde. Eine Partei mißvergnügter englischer Großen, an ihrer Spitze einen Grafen von Glocester, stand gegen ihn auf, und beschuldigte ihn, vielleicht nicht mit Unrecht, daß er nach der englischen Krone strebe. —

Glocesters wohlgelungenes Unternehmen, den Prinzen listiger Weise seiner Haft zu entreißen und auf freien Fuß zu stellen, verschaffte auch ihm und seiner Partei mehr Festigkeit und Haltung. Und in der That sah sich der Prinz, der jedoch zuvor Beobachtung der oxfordschen Statuten hatte geloben und beschwören müssen, bald an der Spitze eines Heeres, das ihn in Stand setzte, nach manchem kleinern aber glücklichen Treffen, namentlich gegen Leicesters Sohn, den Grafen von Montfort, dem Grafen im offnen Felde wieder eine Hauptschlacht anzubieten.

Es war am 4. August des Jahres 1265, als diese bei Evesham erfolgte. Für des Grafen Schicksal war sie entscheidend. Er blieb in der Schlacht, und Heinrich, welcher als mitgeführter Gefangener des Grafen die Gefahren derselben hatte theilen müssen, ward durch seinen Sohn, den Prinzen Eduard, noch auf dem Schlachtfelde wieder in Freiheit und bald darauf auch wieder auf den Thron gesetzt.

Von dem geschlagenen Heere gelang es nur Wenigen, zu entrinnen; beinahe Alle fanden, gleich ihrem Feldherrn, den Tod in der Schlacht.

Eduard wußte die errungenen Vortheile trefflich zu benutzen. Unaufhaltsam verfolgte er die Anhänger des Grafen Leicester, reizte aber auch durch die gegen sie bewiesene Strenge viele derselben, die sich in unzugängliche Gebirge und Moräste und feste Schlösser gerettet hatten, zu fortdauerndem Widerstande, da es sich hier um Leben und Vermögen handelte, so daß es ihm erst nach einigen Jahren gelang, die allgemeine Ruhe einigermaßen herzustellen. Mehrere der Royalisten selbst und besonders der Papst, auch ein warmer Anhänger und Freund des Königs, hatten diesen dahin vermocht,

minder strengen Grundsätzen in Behandlung der Empörer zu folgen, eine Maßregel, deren Weisheit sich in ihren Folgen bekundete. Ein Versuch des Grafen Glocester, abermalige Unruhen zu erregen, fand bald sein Ende, denn auch er bequemte sich endlich zum Vergleiche.

Eine merkwürdige Erscheinung bietet es dar, daß nach kaum beendigten Bürgerkriege, und bei der noch immer obwaltenden Besorgniß einer Wiederkehr desselben, der Prinz Eduard, auf Antrieb des päpstlichen Legaten, sich zur Theilnahme an einem neuen Kreuzzuge, unter Anführung des heiligen Ludwigs, Königs von Frankreich, zur abermaligen Bekriegung der Ungläubigen in Palästina, entschloß. Er, die Stütze seines schwachen, immer mehr alternden Vaters, des kaum in die alte Ordnung zurückgebrachten Reichs, und hinreichend gekrönt mit Siegesruhm, eilte, von Begeisterung entflammt, neue Lorbeerkränze im entfernten Oriente um sein Haupt zu winden. Mehr als Religionsschwärmerei mochte ihn wohl sein ritterlicher Geist und der Gedanke, aus demselben Blute entsprossen zu seyn, dem Richard Löwenherz entsprossen war, zu der Unternehmung anspornen, obwohl vielleicht auch Politik sich dabei ins Spiel mischte. Den unruhigen Baronen, die dahin vermocht wurden, gleich ihm das Kreuz zu nehmen, Nahrung für ihren kriegerischen Geist zu geben und so von dem bisher verfolgten Gegenstande abzulenken, mochte ihm nicht unzweckmäßig scheinen.

Auch dieser Kreuzzug endete, wie alle frühern, ohne Erfolg für die Christenheit. Eduard lief noch Gefahr, sein Leben durch den Stoß eines vergifteten Dolchs, geführt von der Hand eines muselmännischen fanatischen Meuchelmörders, unrühmlich einzubüßen, wenn ihn nicht

die Geschicklichkeit eines englischen Wundarztes, der den Zug mitgemacht hatte, gerettet hätte.

Während Eduard im gelobten Lande vergeblich nach neuen Lorbeeren rang, starb daheim erst sein Onkel Richard, der römische König, (1272) aus Gram über die Ermordung seines Sohnes Heinrich durch dessen beide Cousins, die vertriebenen Grafen von Montfort, am Fuße des Altars in der Kirche zu Viterbo in Italien, und dann kurz darauf auch sein Vater König Heinrich III.

Richard hatte, seine Ansprüche an die deutsche Krone bis auf den letzten Augenblick behauptend, kurz zuvor einen Reichstag in Worms gehalten, und sich hier das Verdienst erworben, die Plackereien der unzähligen kleinen Rheinzölle, welche bei jeder an dem Fluß belegenen Rittervefte erpreßt wurden, abzuschaffen. Er hatte sich bei dieser seiner letzten Anwesenheit in Deutschland auch zum zweiten Male mit einem jungen schönen Fräulein aus einem angesehenen Hause, Beatrix von Falquemore (Falkenstein?) vermählt, genoß aber seines Glücks, die schönste Gemahlin zu besitzen, nicht lange mehr.

Heinrich III. hatte 56 Jahre auf dem Throne seiner Väter gesessen, als er starb. Seine Regierung gehört zu den längsten, welche in den Annalen der Geschichte Englands vorkommen. Nicht das Alter, denn er hatte noch nicht sein sechs und sechzigstes Lebensjahr vollendet, sondern die vielen und mannichfachen Stürme seines unruhig bewegten Lebens hatten ihn niedergebeugt. Merkwürdig bleibt es immer, daß er mit solcher Charakterlosigkeit und Schwäche sich über ein halbes Jahrhundert auf einem so gefährlichen als erhabenen Standpunkte zu erhalten vermochte, wie denn seine Regierung überhaupt des Merkwürdigen Vieles enthält, wovon

wohl ohne Zweifel als das Wichtigste die aus seiner Schwäche selbst hervorgehende Widersetzlichkeit der Barone und die dadurch erzwungene Aufrechthaltung der beiden Gnadenbriefe Johanns, oder der Magna Charta, welcher noch jetzt der Engländer seine freie Verfassung verdankt, anzusehen ist. In der That sind es die langjährigen Unruhen unter dieser Regierung hauptsächlich, welche die noch jetzt bestehenden Freiheiten und Vorrechte der gesammten englischen Nation begründeten. Die Entstehung des alle Rechte einer vollkommenen Volksrepräsentation ausübenden Parlaments, wenn auch eine um diese Zeit schon rechtlich begründete Theilnahme der Städte und Gemeinen an derselben noch bezweifelt werden kann; die Abschaffung der Ordalien, und endlich namentliche Verbesserungen der Polizeipflege sind gleichfalls beachtenswerthe, die Regierung Heinrichs III. höchst auszeichnende Gegenstände.

Regierung Eduards I.

Eduard I. (reg. von 1272 bis 1307) erhielt in Italien die Nachricht vom Tode seines Vaters, als er bereits auf der Rückreise aus dem heiligen Lande in die Heimath begriffen war. Mit den Saracenen hatte er einen zehnjährigen Waffenstillstand abgeschlossen, weil seine geringen Streitkräfte sich täglich verminderten. König Ludwig (der Heilige) war gleich zu Anfang der Unternehmung vor Tunis gestorben, und nachher keine Unterstützung, weder von Frankreich, noch von andern christlichen Mächten, erfolgt; so war dem Prinzen nichts anderes übrig geblieben, als das fruchtlose Unternehmen gleichfalls aufzugeben. In England ward er mit Sehnsucht erwartet, weil seine Tapferkeit und Festigkeit ihm die Bewunderung der Nation erworben und der Sieg

in der Schlacht bei Evesham seine Gegner still gemacht hatte. Briefe, mit der ehrfurchtsvollsten Unterthänigkeit abgefaßt, luden ihn ein, den erledigten Thron seiner Väter in Empfang zu nehmen. Er reiste durch Frankreich, und kam, nachdem er den König Philipp in Paris besucht, in Guianna die Huldigung seiner Vasallen in Empfang genommen und mit der Gräfin Margaretha von Flandern einen Handelstraktat abgeschlossen hatte, erst im August des Jahres 1274 in England an. Seine Krönung zu Westmünster hatte am 19. August Statt, und seit längerer Zeit hatte kein König von England einen so ruhigen Besitz vom Throne genommen.

Zwei schwache und eben deßhalb höchst stürmische Regierungen waren auf einander gefolgt. Jetzt stand ein tapferer und staatskluger Fürst an der Spitze der Nation, der selbst im Auslande den Ruhm eines Helden für sich hatte und mit kräftiger Hand das Staatsruder führte; das war es eben, wodurch er imponirte, und was in damaliger Zeit von einem Regenten ganz unerläßlich gefordert wurde, wenn er Achtung und Gehorsam bei seinen Unterthanen finden wollte.

So ward es dem neuen König leicht, jeder innern Unruhe vorzubeugen. Seine erste Maßregel, Abgeordnete zur Untersuchung des öffentlichen Zustandes im Lande und zur Bestrafung der Obrigkeiten, welche ihre Gewalt zur Unterdrückung des Volks nur zu oft und zu sehr gemißbraucht hatten, umher zu senden, erwarb ihm auf einer Seite Furcht, auf andern Seiten Liebe und Hochachtung, und war nothwendig zur Ausführung der großen Pläne, mit denen er schon längere Zeit umgegangen war.

Das Nächste, was ihm am Herzen lag, war die völlige Unterjochung des Fürstenthums Wales. Von

der Zeit der Heptargie an durch eigne Fürsten regiert, hatten diese, obgleich zu wiederholten Malen von den Königen von England bezwungen und zinsbar gemacht, es doch oft genug aufs Neue versucht, sich von diesem Joche und dieser Abhängigkeit zu befreien. Auch bei der jetzigen Thronveränderung versuchte es Llewellyn, der letzte regierende Fürst von Wales, sich unabhängig zu machen, mußte aber sein kühnes Beginnen mit dem Leben büßen. Er verweigerte unter verschiedenen Vorwänden und Rechtsansprüchen die von ihm, wie von allen übrigen Vasallen der Krone geforderte Huldigung, und ward deshalb vom Könige mit Krieg überzogen. Obgleich Llewellyn, durch die Ueberlegenheit seines Gegners gezwungen, sich dem Sieger unterwarf, und von diesem mit mehr Güte behandelt wurde, als er eigentlich wohl hätte erwarten können, wagte und versuchte er es doch noch einmal, das ihm verhaßte und unerträgliche Joch von sich abzuwerfen und die Geißel des Krieges nebst allen denselben begleitenden Schrecknissen und Gefahren ins Land zu ziehen. Sein Tod, den er auf dem Schlachtfelde von Feindes Hand empfing, machte dem Kriege und der Selbstständigkeit des Fürstenthums Wales ein Ende. Es ward in eine englische Provinz verwandelt und in Allem den englischen Gesetzen unterworfen. Die unwürdige Behandlung der Leichname Llewellyns und seines Bruders David, der, nachdem er längere Zeit flüchtig im Lande umher geirrt und dann ergriffen war, seines Flehens um Gnade ungeachtet grausam hingerichtrt wurde, mochte die Staatsklugheit gebieten, bekundete aber dennoch den grausamen Charakter des Siegers. — Eduard blieb über ein Jahr in Wales, um sich durch Anordnungen und Einrichtungen, welche ihm zu diesem Zwecke als nothwendig er-

schienen, seine neue Eroberung zu sichern. Während dieses Aufenthaltes erfreute ihn seine Gemahlin, Eleonore von Castilien, Tochter Ferdinands III., durch die Geburt eines Sohnes, seines Erstgebornen, der ihm nachmals unter dem Namen Eduards II. in der Regierung folgte. Eduards kluge Politik gab ihm den Gedanken ein, den neugebornen Prinzen, in dem die Walliser einen Eingebornen ihres Landes erblickten, weil er auf dem Schlosse von Carnarvon geboren war, den Titel eines Prinzen von Wallis beizulegen, den von dieser Zeit an bis auf unsere Tage herab alle englische Kronprinzen getragen haben. Die Walliser fanden sich hierdurch geehrt, und in dem Umstande, daß der künftige Thronerbe, gewissermaßen als Auszeichnung, sich einen Prinzen von Wallis nannte, doch noch einigen Schein ihrer alten Selbstständigkeit, womit sie sich denn vor der Hand begnügten und auf einige Zeit die Ruhe ungestört ließen.

Vier Jahre des Friedens verflossen seit dieser Eroberung. Einen Theil dieses Zeitraums verwandte Eduard dazu, die Gesetzgebung im Lande selbst zu verbessern, den größern verlebte er in Frankreich. Der Versuch, von Philipp dem Schönen einen Theil der seinem Vater und Großvater entrissenen Provinzen wieder zu erlangen, scheiterte; dagegen gelang es ihm, als Vermittler eines, zwischen den beiden Häusern Anjou und Arragonien über den Besitz der Krone beider Sicilien entstandenen Streits, einen Vergleich zu Stande zu bringen, der ihm zwar keinen Vortheil, aber persönlichen Ruhm eintrug.

Als Eduard nach Beseitigung dieser Angelegenheiten im Monate August des Jahres 1289 nach England zurückkehrte, fanden sich dort bald wichtigere Arbeiten

für ihn. Zunächst beschäftigten ihn verschiedene Verbesserungen der Justizpflege und die Bestrafung mehrerer obrigkeitlicher Personen wegen Ungerechtigkeiten und Bestechlichkeit, dann fügte er diesen löblichen Bemühungen um die Wohlfahrt seines Landes ein Unternehmen zu, das ihm die Nothwendigkeit gebot. Es war die gänzliche Vertreibung der Juden aus England. Schon längst hatten sie sich durch Münzverfälschungen und ungeheuern Wucher den Haß des Volkes zugezogen, durch Geschenke an den König und seine Staatsbedienten aber die ihnen schon längst drohende Gefahr noch immer von sich abgehalten. Jetzt indeß (1290) wurde ihre Vertreibung auf einem nach Westmünster berufenen Parlamente beschlossen und ausgeführt.

Wichtigere Ereignisse zogen um eben diese Zeit des Königs Aufmerksamkeit auf sich. Sie betrafen die Erbfolge in Schottland. Alexander III. war im Jahre 1285 gestorben. Schon einige Jahre zuvor hatte er den einzigen Sohn gleiches Namens und auch seine an den König Erich von Norwegen vermählte Tochter Margarethe durch den Tod verloren. In dem Ehetraktat war die Erbfolge auf deren Nachkommen ausgedehnt. Nur eine Tochter, welche gleichfalls Margarethe hieß, war von ihr am Leben. Ihr sollte für den Fall, daß er selbst keine Erben mehr bekommen würde, die Krone zufallen. So hatten die schottländischen Barone dem Könige zwei Jahre vor seinem Tode es eidlich gelobt. Als kurz darauf dieser Fall wirklich eintrat, ward die Prinzessin von Norwegen, die jedoch kaum drei Jahre alt war, von den Schottländern in der That als Königin anerkannt.

König Erich, ihr Vater, wandte sich um Rath und Beistand bittend, an Eduard, der ein Onkel der

verstorbenen Mutter der jungen Königin war. — Dieser wollte die Gelegenheit, Schottland mit England zu vereinigen, nicht unbenutzt lassen, und schlug daher eine Heirath seines Sohnes, des Prinzen von Wales, mit derselben vor, die denn auch von dem nach Alexanders Tode ernannten Regenten und allen übrigen Großen des Reichs genehmigt wurde. Leider aber zerstörte der Tod der Prinzessin, ehe sie einmal in Schottland landete, diesen Plan. Die Erwartungen eines anhaltenden Friedens und guten Vernehmens zwischen beiden Reichen, zu welchen derselbe berechtigte, wurden getäuscht. Viel vergossenes Menschenblut dürfte gespart seyn, wenn die beabsichtigte Vereinigung Großbritanniens schon jetzt zu Stande gekommen wäre; aber das Schicksal, das mit dem Wohl und Wehe ganzer Völker und Nationen eben so waltet, als mit dem des einzelnen Menschen, hatte es anders bestimmt.

Der Thron Schottlands war jetzt erledigt, da Alexander für diesen Todesfall keine Vorkehrungen getroffen hatte. Die ganze Nation gerieth dadurch in die gährendste Bewegung, denn von allen Seiten eilten aus den ersten Familien des Landes Bewerber herbei, die mittelst näherer und entfernterer Verwandtschaft mit dem ausgestorbenen Königshause einen Anspruch an die Krone machen zu dürfen vermeinten. Aber nur zwei von ihnen konnten sich mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs schmeicheln, da sie vor allen Uebrigen, selbst den Auswärtigen, Näherrechte hatten. Robert Bruce und John Baliol, zwei der angesehendsten und mächtigsten schottischen Häuptlinge.

Beider Ansprüche und Rechte schrieben sich vom Grafen David von Huntingdon, dem dritten Sohne König Davids I. her. — Baliol war ein Großsohn

Margarethens, der ältesten Tochter des Grafen, und Bruce ein Sohn Isabellens, der zweiten Tochter desselben. Nach den heutigen Grundsätzen des Primazeniturrechts hätte jener ohne Zweifel vor letzterem ein Vorrecht gehabt; doch nicht so in damaliger Zeit, wo ein näherer Grad der Verwandtschaft meistens auch ein näheres Recht verlieh.

Um die Streitigkeiten, welche sie aus diesen verschiedenen Ansprüchen an die Krone erhoben und dahin führten, daß König Eduard von allen Theilen zum Schiedsrichter erwählt wurde, richtiger beurtheilen zu können, muß man den Zustand, in welchem sich Schottland und die schottische Nation um diese Zeit befand, näher kennen.

Das Feudal-System, welches sich fast durch ganz Europa ausgebreitet hatte, mußte, da es dem kriegerischen Geiste jener Zeit allein sein Daseyn verdankte, natürlich auch in Schottland Eingang finden. Die Regierungsform konnte in einem Lande, wo der König nur der Erste unter den Edlen, oft nicht einmal der Mächtigste war, keine andere, als eine aristokratische seyn, wenn auch unter der Gestalt einer Monarchie. Die Vorrechte der schottischen Könige waren unbedeutend, ihre Gewalt höchst eingeschränkt. Die Eintheilung des Landes in große Clan's war dem Ansehn der Könige und der königlichen Gewalt nachtheilig. Jeder Clan betrachtete sich als eine große Familie, deren Häuptling als Vater und König verehrt wurde. Es war ein Ehrenpunkt, seine Rechte, sein Ansehn, selbst mit Aufopferung des Lebens, zu vertheidigen. Daraus entstand eine Macht, der die königliche oft weichen mußte. Die Beschaffenheit des Landes selbst kam dem schottischen Adel zu Hülfe, seine Unabhängigkeit nach

Möglichkeit zu behaupten. Wenn ebene und offene Länder mehr geeignet sind, der Tyrannei und Sklaverei den Weg zu bahnen, so wohnt dagegen auf den Höhen der Berge mehr die Freiheit. Die durch Naturhindernisse erschwerte Zugänglichkeit der schottischen Hochlande hat ihnen ihre Freiheit lange erhalten. Auch die geringere Anzahl der Edlen und der Mangel an großen volkreichen Städten in Schottland mag neben vielen andern als eine Ursache betrachtet werden können, daß hier das königliche Ansehen sich weniger zu heben vermochte, als in andern Ländern.

So eigneten sich auch die häufigen Kriege mit England mehr dazu, den Adel in die Höhe zu bringen, als die Gewalt des Königs zu vermehren. Hinsichts der Abhängigkeit der schottischen Krone von der englischen, fand indeß kein anderes Verhältniß Statt, als dasjenige war, welches in dieser Rücksicht zwischen England und Frankreich obwaltete. Wegen ihren Besitzungen in letzterm Lande wurden die englischen von den französischen Königen als Vasallen betrachtet, ein gleicher Fall, wie er mit den Königen von Schottland Statt fand, die meistens große Lehnsbesitzungen in England hatten und daher auf gleiche Weise für Vasallen der englischen Krone angesehen wurden.

Aus diesem Umstande entnahmen die Herrscher Englands mehr als einmal Grund zu ihren Kriegen gegen Schottland, dessen Unterjochung oder Vereinigung mit England ohne Zweifel ein Wunsch Aller war, die auf dem englischen Throne saßen. Eduard konnte also auch nichts Erwünschteres kommen, als seine Berufung zum Schiedsrichter zwischen den jetzigen Kronprätendenten. — Bevor er sich für Einen oder den Andern entschied, ließ er sich von jedem Einzelnen als

Oberherrn von Schottland anerkennen, indem er das Recht der Oberherrschaft der Könige von England über Schottland noch besonders durch eine eigene zu diesem Behuf aufgesetzte Schrift ausführlich beweisen ließ. In der Hoffnung, so leichter zum Ziele zu gelangen, weigerte sich keiner von ihnen, dieser Zumuthung zu genügen, keine weitere gefährliche Folgen für das Vaterland davon fürchtend. Merkwürdig ist es, daß auch die Forderung der Uebergabe des Königreichs an ihn bewilligt ward, um es demjenigen überliefern zu können, dessen Rechte am gültigsten befunden werden möchten.

So war es Eduard, begünstigt durch die in Schottland herrschende Anarchie, durch sein Ansehen und seine kluge Politik gelungen, sich und seinen Nachfolgern ein Recht auf die schottische Krone zu sichern, das früher oder später, nach Befinden der Umstände, leicht geltend gemacht werden könnte, um sich ihrer selbst zu bemächtigen.

Die Untersuchungen über die Rechte und Ansprüche der einzelnen Bewerber waren nur scheinbar. Unter den beiden vornehmsten, John Baliol und Robert Bruce, hatte Eduard sich längst für jenen, als den am wenigsten gefährlichen und fügsamsten, entschieden. Ihn erklärte er daher auch mit Ausschluß aller Uebrigen, nachdem die Verhandlungen über diesen Gegenstand lange genug gedauert hatten, zum König, ließ sich dann den Eid der Treue und kurz darauf auch die Huldigung in solchen Ausdrücken und auf solche Weise von ihm leisten, daß über seine Unterwürfigkeit unter dem König von England kein Zweifel mehr vorhanden seyn konnte.

Von den schottischen Großen war Robert Bruce der Einzige, der dem neuen König den Eid der Treue nicht leistete.

Eduard hatte jetzt erreicht, was er wollte, und wornach schon mehrere seiner Vorfahren vergeblich gestrebt hatten. Er war nicht allein Oberherr, sondern wirklicher König von Schottland, und John Baliol nichts mehr als ein Schattenkönig, der bei jeder Vorforderung vor dem Richterstuhle des Königs von England erscheinen und Rechenschaft von seinen Handlungen geben mußte. Es konnte nicht fehlen, daß die freiheitliebenden Schottländer, und selbst John Baliol, bald genug empört durch Eduards Uebermuth, nichts sehnlicher wünschten, als das unerträgliche Joch abzuwerfen. Ein Krieg, in welchen dieser mit Frankreich gerieth, schien ihnen die beste Gelegenheit an die Hand zu geben, sich der aufgedrungenen Oberherrschaft zu entziehen. Aber das Uebergewicht der englischen Macht war zu groß, um den anfänglich errungenen Vortheilen der Schottländer einen glücklichen Erfolg zu sichern. John Baliol mußte der Krone entsagen, und Eduard bemächtigte sich derselben als eines durch die Empörung seines Vasallen ihm verfallenen Lehns, obgleich er sie dem Robert Bruce, um sich dadurch dessen Hülfe gegen Baliol zu versichern, versprochen hatte.

Mit der Eroberung des Landes waren noch nicht die Herzen seiner Bewohner erobert. Bei jeder nur einigermaßen günstigen Gelegenheit brach das mühsam unterdrückte Feuer wieder hervor und die Flamme der Freiheit loderte mächtig empor, so daß Eduard seines neuen Besitzthums sein ganzes Leben hindurch nicht froh und sicher werden konnte. Noch zweimal mußte er Schottland erobern, einmal, als der eben so tapfere als wackere Wallace seine Landsleute zur Vertheidigung ihrer Freiheit aufrief und während Eduards Abwesenheit sämmtliche Engländer aus dem Lande jagte, seinen

Patriotismus jedoch mit dem Tode eines Hochverräthers büßen mußte, und dann, als unter Comyn späterhin noch einmal ein allgemeiner Aufstand erfolgte; bis es endlich dem Robert Bruce, dem Großsohne desjenigen Robert Bruce's, der mit John Baliol um Schottlands Krone gebuhlt hatte, gelang, dieselbe für sich und seine Nachkommen zu gewinnen. Eduards Tod, der ihn bei seinem letzten Feldzuge gegen Schottland im neun und sechzigsten Jahre seines Alters ereilte, gab ihm gewonnen Spiel, so daß er und seine Nachkommenschaft, obgleich der Krieg mit England noch an siebenzig Jahre mit wenigen Unterbrechungen fortgeführt wurde, mit alle dem Ansehn über Schottland regierten, dessen sich die Monarchen aus den frühern Zeiten zu erfreuen gehabt hatten. Alle Siege Eduards, durch welche er Schottland wohl zu erobern, aber nicht völlig zu unterjochen vermocht hatte, gingen somit verloren.

Die Kriege, welche neben denen mit Schottland Eduard I. in Frankreich zu führen hatte, brachten keine Hauptveränderungen hervor. Es verhandelte sich hier hauptsächlich immer um den Besitz der schönen Provinzen, welche die Könige Englands hier besaßen und die Könige Frankreichs ihnen gern entrissen hätten. So auch jetzt! — Philipp III. und Philipp IV., welche mit Eduard I. gleichzeitig regierten, hätten es mit ihm gern so gemacht, wie er es mit John Baliol machte, wenn er minder stark und kräftig gewesen wäre. — Auch mit der englischen Geistlichkeit gerieth er in der letzten Periode seiner Regierung (seit 1297) noch in Zwistigkeiten. Sie weigerten dem Könige die zur Fortsetzung seines Krieges gegen Frankreich geforderten Hülfsgelder, sich auf eine kurz zuvor vom Papste Bonifacius VIII. an sie erlassene Bulle stützend, worin allen Geist-

lichen ausdrücklich untersagt war, irgend eine Abgabe an einen weltlichen Fürsten, ohne Einwilligung des heiligen Stuhls, zu entrichten. Eduards Festigkeit und mit Nachdruck angewandte Strenge machte die geistlichen Herren indeß bald wieder geschmeidig. Durch Entziehung aller ihrer Güter und Einkünfte geriethen sie in solche Noth, daß sie gern nachgaben, und nun eine eben so große und demüthige Unterwürfigkeit, als zuvor Stolz bezeigten.

Bemerkenswerth ist Eduards I. Regierung noch besonders durch die Verbesserung der Justizpflege, wodurch die gerichtliche Verfassung Englands unter diesem Könige zu einer höhern Vollkommenheit gelangte, als je zuvor. Gleich nach seiner ersten Ankunft im Lande als König, sandte er Visitatoren in den Provinzen umher, den Zustand der Gerichtsverfassung zu untersuchen, die ungerechten und gewinnsüchtigen Richter zu bestrafen und nach Möglichkeit die obwaltenden Mißbräuche abzuschaffen. Unter ihm entstanden auch die Friedensgerichte, und durch genauere Bestimmung der Jurisdiction der verschiedenen Gerichtshöfe und noch manche andere die Gesetzgebung betreffende Verbesserungen erwarb er sich den Namen des englischen Justinians, obgleich er selbst, während er von Andern Befolgung der Gesetze forderte, sich oft genug Handlungen der Willkühr erlaubte, die mit dem Gesetze nicht verträglich waren. Man darf nur, vieler anderer nicht zu gedenken, an die ungerechte Plünderung und Vertreibung der Juden erinnern. — Wichtiger noch für das Allgemeine war die Vervollkommnung der parlamentarischen Verfassung. Ohne Parlament konnte jetzt der König schon nichts mehr thun, auch wurden städtische Deputirte immer häufiger zu denselben berufen, obgleich

diese Berufungen jetzt noch keinesweges als rechtsbeständig angesehen werden können, sondern lediglich von der Willkühr des Königs abhingen. Eduards Geldbedürfnisse zur Führung der Kriege, in welche er verwickelt war, nöthigten ihn öfters, sich auch des Seckels der jetzt schon immer reicher und mächtiger werdenden Städte zu versichern, und seine Klugheit gab ihm ein, sie durch Theilnehmung an den größern Reichsversammlungen sich ergeben zu machen. — Die Magna Charta wurde von Eduard I. gleichfalls, wenn auch durch den Drang der Umstände dazu gezwungen, zu wiederholten Malen bestätigt, wobei sie unter andern wichtigen Verbesserungen den noch wichtigeren Zusatz erhielt, daß keine neue Abgabe oder Steuer ohne freiwillige und allgemeine Einstimmung der Erzbischöfe, Bischöfe und anderer Prälaten, der Grafen, Barone und Ritter, der Wahlbürger und anderer Freien im Königreiche, gefordert werden solle und dürfe. Diese letzte Bewilligung dürfte von Seiten Eduards wohl nicht so leicht erfolgt seyn, wenn sich die Barone seine Abwesenheit nicht zu Nutze gemacht hätten. Der Kronprinz, dem Eduard bei seinem Zuge nach Flandern gegen den König von Frankreich die Regentschaft übertragen hatte, war zu jung und zu ohnmächtig, um den in London zu diesem Zwecke zusammen berufenen Parlamente Widerstand entgegen setzen zu können, und Eduards Lage war eben so wenig hierzu geeignet. So errang sich die Nation ein unschätzbares Privilegium, das, obgleich noch oft angefochten, dennoch endlich anerkannt werden mußte und bis auf die neuesten Zeiten herab behauptet worden ist. Es ist auch noch zu bemerken, daß die Sammlung der Parlamentsakten, in so weit dieselben noch in ununterbrochener Reihe vorhanden sind, bis in Eduards Re-

gierung hinaufsteigt, obgleich auch einige frühere Statuten bekannt und aufbewahrt sind. — In eben dieser Zeit lebte auch Roger Bacon, ein englischer Mönch, Franziskaner Ordens, ausgezeichnet durch seine Gelehrsamkeit und tiefen Kenntnisse in den Naturwissenschaften.

Ueber den Charakter Eduards sind die Meinungen seiner Zeitgenossen verschieden. In demselben Grade, in welchem er von seinen Freunden und eigenen Unterthanen geehrt wurde, war er von seinen Nachbarn und Feinden, besonders den Schottländern, die auch wohl gerechte Ursache dazu hatten, als ein grausamer Tyrann gehaßt. So viel ist indeß aus Allem, was er that, erkennbar, daß es ihm an keiner der Eigenschaften fehlte, welche erforderlich sind, einen Regenten groß zu nennen. Persönlicher Muth und kriegerische Tapferkeit, Entschlossenheit, Festigkeit und Beharrlichkeit in Verfolgung seiner Pläne, weise Mäßigung und Nachgiebigkeit, wo es Noth that, und endlich eine rastlose Thätigkeit zeichnen ihn vor vielen andern Königen Englands aus, wie denn in dieser Hinsicht seine thatenreiche Regierung am besten für ihn spricht.

Eduard war zweimal, erst mit Eleonoren von Kastilien, Tochter Ferdinands III., und nach deren Tode mit Margarethen von Frankreich vermählt. Von vier Söhnen, die ihm Erstere neben eilf Töchtern gebar, überlebte ihn nur der älteste, der gleichen Namen mit ihm führte und in der Regierung folgte.

Regierung Eduards II.

Eduard II. (reg. von 1307 bis 1327) zeigte in Führung der nicht durch Verdienst, sondern nur durch das Recht der Geburt ihn in die Hände gelieferten Zügel der Regierung, eine eben so große Schwäche, als

sein Vater, dem er an Geistesgröße wenig glich, Kraft und Stärke bewiesen hatte. So günstig die Umstände waren, unter denen er die Regierung antrat, so schlecht verstand er es, dieselbe zu benutzen. Die Vortheile, welche sein Vater über Schottland errungen hatte, gingen für ihn verloren, da er, unfähig für jedes ernste Geschäft, seine noch nicht tief in das Land gedrungene Armee sofort zurückzog, und somit dem Robert Bruce Zeit genug gab, sich und sein Reich von der Abhängigkeit, in welche es gerathen war, wieder zu befreien. Schlimmer, als dieser Verlust einer Krone, war für ihn selbst die Lehre, welche er seinen Baronen hierdurch gab. Sie urtheilten aus diesem von höchster Schwäche begleiteten ersten Regierungsakte nicht mit Unrecht, daß der Geist seines Vaters nicht in ihm wohne, und daß sie es gegen ihn wohl versuchen dürften, ihr Haupt wieder empor zu heben. Es gehörte auch in der That nicht wenig dazu, sich in jenen Zeiten an der Spitze einer so unruhigen Nation, als die englische war, mit Würde und Nachdruck zu behaupten. Eduard II. war im Grunde mehr schwach, als böse. Vieles, vielleicht das meiste von dem Bösen, welches während seiner Regierung geschah, dürfte wohl mehr auf die Rechnung seiner Günstlinge, denen er sich nur zu sehr hingab, als auf seine eigene geschrieben werden können.

Schon in frühester Jugend war er in die Hände eines verführerischen jungen Mannes, des Peter Gaveston, eines gascognischen Ritters Sohn, gerathen, der ihn so in seine Gewalt bekam und verderbte, daß bereits sein Vater, Eduard I., es für nöthig erachtete, ihn aus dem Lande zu schicken. Kaum zur Regierung gelangt, rief der junge König, seines dem Vater geleisteten Eides ungeachtet, den Günstling zurück, und

überhäufte ihn mit solchen Reichthümern, daß er sich schon dadurch den Haß der englischen Großen hätte zuziehen müssen, wenn auch Gavestons Uebermuth nicht hinzu gekommen wäre. Eduards Liebe zu diesem Emporkömmling grenzt ans Unbegreifliche, und bald lag alle Gewalt der Regierung in dessen Händen.

Unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, daß der Faktionsgeist wieder rege wurde, und zwar um so mehr, als der König bei seiner Abreise nach Paris (1308), zur Vermählung mit Philipps des Schönen Tochter, der Prinzessin Isabelle, den Gaveston sogar zum Reichsverweser ernannte. Die junge Königin, eben so ränkelustig als herrschsüchtig, folgte gern der Einladung, einer Verbindung beizutreten, welche von mehrern der angesehensten Lords gegen den König und seinen Günstling angestiftet wurde, da auch sie diesem die Macht beneidete, welche er über seinen schwachsinnigen Herrn ausübte. So waren die innern Unruhen wieder zurückgekehrt, welche der vorige König so mühsam unterdrückt und späterhin so sorgfältig zu vermeiden gewußt hatte.

Eduard war nicht der Mann, der einer so mächtigen Partei, wie diejenige war, welche sich ihm jetzt entgegen stellte, Widerstand leisten konnte. Er sah sich bald genöthigt, seinen Liebling von sich zu entfernen, milderte aber seine Verbannung dadurch, daß er ihn zum Statthalter von Irland ernannte. — Eduards Zuneigung zu diesem Menschen ging so weit, daß er ihn, trotz der augenscheinlichsten Gefahr, die aus einem solchen Schritte für seine eigene Existenz erwachsen mußte, dennoch so bald als möglich zurück rief, und ihm zu seinem Empfange sogar bis an die Küste entgegen reiste. Solche unerhörte Schwäche

mußte den König natürlich noch verächtlicher machen, als er es schon gewesen war, und die Barone aufs Neue zur Empörung reizen. Daß es ihnen, die Königin im Bündnisse und den Grafen von Lancester, ein Prinz von Geblüte und einer der angesehensten Großen des Reichs an der Spitze, nicht fehlen konnte, über seine Ohnmacht zu triumphiren, war leicht voraus zu sehen. Mit den Waffen in der Hand traten sie ungerufen zu einem Parlamente zusammen, und zwangen den König, einer Kommission von zwölf Personen, die sie aus ihrer Mitte wählten, die ganze Regierungsgewalt in die Hände zu legen und den Gaveston, den sein hochmüthiges und beleidigendes Betragen gegen mehrere der Ersten von ihnen nur noch verhaßter gemacht hatte, abermals aus dem Lande zu schicken.

Alles konnte Eduard leichter ertragen, als die Entfernung seines Freundes. Er rief ihn nochmals zurück, ohne der Kommission etwas davon wissen zu lassen, und setzte ihn ganz in seine vorigen Rechte wieder ein. Dies, des Günstlings neuer Trotz und Uebermuth, der sich sogar beleidigend gegen die Königin äußerte, ohne daß sie deßhalb Genugthuung erhalten konnte, und der Widerruf aller unter der Kommission erlassenen Verordnungen fachte die Flamme des Aufruhrs heftiger als je an. Den Baronen konnte keine Gelegenheit, ihre Macht noch mehr zu befestigen, erwünschter kommen. Sie griffen sämmtlich zu den Waffen und erwählten den Grafen von Lancester zum Feldherrn. Selbst das Volk wurde durch Emissarien gegen den König aufgewiegelt, dessen Schwachsinn so groß war, daß er mit der unbegreiflichsten Sorglosigkeit allen diesen Bewegungen, die ihn unmöglich un-

bekannt bleiben konnten, zusah, ohne die geringste Anstalt zur Gegenwehr zu machen. Erst als das Heer der Barone sich bereits der Stadt York nahete, wo er mit Gaveston die Zeit in steter Lustbarkeit vergeudet hatte, eilte er, seine und seines Günstlings Person in Sicherheit zu bringen, nach der Veste Scarborough, wo er Letztern unter der Obhut des Kommandanten ließ, sich selbst aber in die Provinz Warwick mit der täuschenden Hoffnung begab, dort bald und leicht ein Heer auf die Beine bringen zu können. Die Eroberung dieses Platzes, der sich aus Mangel an Lebensmitteln nicht halten konnte, lieferte den unglücklichen Gaveston in die Hände seiner Feinde, die zu erbittert waren, ihm Gnade angedeihen zu lassen. In der Festung Warwick ward er, ohne auch nur eine einzige herkömmliche Rechtsformel zu beobachten, so schleunig als möglich hingerichtet.

Es schien, als ob man an diesem Opfer für dies Mal genug habe. Eine scheinbare Demuth und Abbitte besänftigte des schwachen Königs Zorn eher, als man hätte erwarten sollen. — Ein kurzer Ruhestand trat ein, der nur durch neue Kriegsrüstungen gegen Schottland, dessen Wiedereroberung man noch immer hoffte, unterbrochen wurde.

Schon beim Antritt der Regierung Eduard II. hatten die Schotten einige erhebliche Siege über die Engländer erfochten, und, dadurch kühner gemacht, Englands Grenzen noch öfter beunruhigt. Jetzt, nach Beilegung der innern Zwistigkeiten, sollte dem mit Ernst ein Ende gemacht werden. Eduard zog mit einer wohl ums dreifache überlegenen Armee gegen den schottischen König Robert Bruce, fand aber an diesem eben so geschickten und kriegserfahrenen als kühnen und

tapfern Fürsten einen Gegner, dem er nicht gewachsen war. Es war im Jahre 1314, als dieser Feldzug der Engländer, auf längere Zeit der letzte, gegen Schottland unternommen wurde. Bei Bannockburn, ohnweit Stirling, kam es zu einer der blutigsten Schlachten, die je zwischen den beiden einander gegenseitig mit höchster Erbitterung hassenden Nationen geliefert war. Hunderttausend Mann auf der einen, dreißigtausend auf der andern Seite, kämpften mit dem entschlossensten Muthe gegen einander. Bruce's Geschicklichkeit in Anordnung des Schlachtfeldes, seine persönliche Tapferkeit und der wilde Muth der Schottländer trugen den glänzendsten Sieg davon. Unter vielen Tausenden der theils auf dem Schlachtfelde gebliebenen, theils gefangenen Engländer befanden sich viele der ersten und vornehmsten Offiziere. Eduard selbst entkam nur mit Mühe durch die Flucht, und konnte die Reste seines sich zu ihm gesammleten Heeres nicht dazu bewegen, das von ihnen gewichene Glück noch einmal zu versuchen.

Für Schottland waren die Folgen dieses Sieges von der größten Wichtigkeit, weil es von jetzt an vor England für lange Zeit in Ruhe blieb, und die Unabhängigkeit seiner Krone gesichert war.

Bruce wußte seinen Sieg gut zu verfolgen. Er fiel nun selbst in England ein, eroberte manchen früher der Krone Schottland entrissenen festen Platz und bewilligte Eduard nur nach langem Bitten und auf Vermittelung des von diesem darum ersuchten Papstes (1319) einen zweijährigen Waffenstillstand. Selbst auf Irland hatte er sein Augenmerk gerichtet. Dort begünstigte ihn aber das Glück nicht wie in Schottland. Seine Unternehmungen zur Befreiung dieser Insel vom englischen Joche scheiterten.

Die schimpfliche Niederlage, welche der König bei Bannockburn erlitten hatte, setzte diesen noch tiefer in der Achtung seiner Barone herunter, so daß sie Alles gegen ihn unternehmen zu können glaubten, um die bereits über ihn erlangte Macht noch immer mehr zu erweitern und zu befestigen. Den schwachen Monarchen noch mehr zu erniedrigen, trat um diese Zeit sogar ein Betrüger auf, der sich für den rechten Sohn Eduards I., jenen aber für ein untergeschobenes Kind ausgab. Der Lohn dieser groben Betrügerei war der Galgen. Neue Unruhen brachen indeß aus. Der König erwählte das unrechte Mittel, sich gegen die stets anmaßender werdenden Schritte der aufrührerischen Barone sicher zu stellen. Er gab sich einem neuen Günstlinge hin, dem Hugh de Sponcer, einem jungen Manne aus einem vornehmen und reich begüterten englischen Hause. Der Vater desselben, ein schon durch sein Alter ehrwürdiger Greis, allgemein geachtet wegen seiner Redlichkeit, Klugheit und Tapferkeit, ward in des Sohnes Schicksal verflochten. Lancester und seine Partei konnten unmöglich dulden, daß ein Gegner, wie der junge Sponcer, den der König abermals auf eine höchst unkluge Weise mit Gütern und Besitzungen überhäufte, die er Andern oft ungerechter Weise entriß, und dann sogar mit seiner Nichte vermählte, ihnen alle die bis jetzt errungenen Vortheile mit einem Male wieder entriß. Alles gerieth in Bewegung. Die Grafen Lancester und Herford drangen mit bewaffneter Heeresmacht in London ein und wußten von dem eingeschüchterten Parlamente ein Urtheil zu ewiger Landesverweisung der beiden Sponcer zu erwirken. Dem Könige, der diese Verbannung nicht hindern konnte, gelang es einige Zeit nachher, ein Heer von dreißigtausend Mann

um sich zu sammeln, den Grafen Lancester zu schlagen und in seine Gewalt zu bekommen. So wenig Barmherzigkeit er gegen Gaveston gezeigt hatte, so wenig Gnade ließ man ihm jetzt angedeihen. Er ward nebst mehreren andern Baronen hingerichtet und durch seinen Sturz der Aufruhr auf kurze Zeit gedämpft.

Die Sponcer gewannen wenig hiebei. — Da man sie als Urheber und Ursache der vielen Hinrichtungen ansah, so ward der Haß gegen sie nur noch allgemeiner. Dazu kam, daß des jungen Sponcers Stolz, Herrschsucht und Raubgier keine Grenzen kannte, daß er sämmtliche Anhänger der besiegten Partei mit der unerbittlichsten Strenge und Grausamkeit verfolgte, daß der König keine Ungerechtigkeit scheute, seinen Günstling zu befriedigen, der sich durch das Schicksal des Gaveston nicht warnen ließ. An wiederholten Verschwörungen gegen eine so elende Regierung konnte es daher nicht fehlen, wie traurig auch bereits der Zustand war, in welchem sich England durch diese verheerenden Bürgerkriege befand. Gewalt erzeugt immer wieder Gewalt, und Nationen können durch schändliche tyrannische Behandlung wohl Zeiten lang, aber nie für immer unterdrückt werden.

Eduards Unklugheit ging noch einmal recht deutlich daraus hervor, daß er sich der thörichten Hoffnung hingab, jetzt, nachdem er den Lancester besiegt hatte, auch gegen den König von Schottland siegreich zu seyn, und deßhalb aufs Neue (im Jahre 1323) gegen ihn zu Felde zog. Wie bald mußte er aber seinen Irrthum gewahren, da ihn Robert schnell genug zwang, sich wieder über die überschrittenen Grenzen Schottlands zurück zu ziehen, und zur Vergeltung sein eigenes Land verheerend ihn bis unter die Mauern der Stadt York

verfolgte! — Blos um sich mit dem Papste, dessen Interdict Robert wenig beachtet hatte, zu versöhnen, und seinen erschöpften Unterthanen einige Ruhe und Erholung zu gönnen, bewilligte er den Engländern abermals, und zwar jetzt auf dreizehn Jahre, einen Stillstand der Waffen.

Inzwischen brachen für Eduard neue Händel los, die, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar ihm den Untergang brachten.

Der König von Frankreich, Karl IV. mit dem Zunamen der Schöne, der jüngste von den Söhnen Philipps IV., der gleichfalls den Namen, der Schöne, führte, glaubte sich die zerrüttete Lage in England und die grenzenlose Schwäche Eduards zu Nutze machen zu müssen. Unter mancherlei nichtigen Vorwänden, namentlich den, daß Eduard ihm nicht bei seiner Krönung aufgewartet und wegen Guianna gehuldigt hätte, behauptete er, ein Recht zu Einziehung dieser Provinz, als eines Kronlehns, zu haben. Um die Differenz beizulegen, erbot sich die Königin, welche diese sich darbietende günstige Gelegenheit mit Freuden ergriff, ihren Anschlag wider den König und seine eben so herrschsüchtigen als gewaltthätigen Minister, die beiden Sponcer, in Frankreich besser auszuspinnen, selbst zu ihrem Bruder zu reisen. Sie richtete indeß nichts weiter aus, als daß Karl nur unter der Bedingung, daß Eduard persönlich vor ihm erscheine und ihm huldige, den Frieden, an dessen Erhaltung Letzterem in seiner jetzigen Lage Alles liegen mußte, fortbestehen zu lassen.

Des Königs Abreise nach Frankreich war jedoch dem Günstlinge wenig nach Sinn. Ihn zu begleiten hielt er für eben so gefährlich, als ihn allein reisen zu lassen. In dem einen Falle schien ihm seine persönliche

Sicherheit gefährdet, im andern sein Einfluß auf den schwachen Eduard.

Die neue Verlegenheit, welche jetzt entstand, da der König nur nach dem Willen und Rathe der beiden Sponcer lebte, wußte die schlaue Königin bald zu heben. Sie schlug vor, der König solle seinem Sohne, dem dreizehnjährigen Prinzen Eduard, Guianna abtreten, und dann dieser den Eid der Huldigung leisten. So bekam sie den künftigen Thronfolger in ihre Hände, und konnte ihr Spiel, bei dem Karl der Schöne seiner Schwester ohne Zweifel hülfreich die Hand bot, mit weit größerer Hoffnung eines sichern Erfolgs treiben.

Die Annahme dieses Vorschlages zeigte deutlich, daß die beiden Sponcer von ihrer allmächtigen Gewalt über den König zu sehr auf ihre Sicherheit trauten, daß sie weder die Rache der von ihnen so oft und aufs Empfindlichste gekränkten Königin, noch der von ihnen so sehr gedrückten unzufriedenen Barone befürchten zu dürfen glaubten. Allein es mußte ihnen bald genug kund werden, wie sehr sie sich in ihrer Zuversichtlichkeit, selbst bei der angewandten Vorsicht, betrogen hatten.

Isabelle fand bei ihrer Ankunft am französischen Hofe der Vertriebenen und Geflüchteten aus England so viele, daß sie bald eine so beträchtliche Anzahl von Anhängern um sich versammlet sah, um ihre Unternehmungen beginnen zu können. Unter ihnen befand sich ein junger schöner Mann, Namens Mortimer, der an den Empörungen gegen seinen König Theil genommen hatte, und, obgleich eines zweimaligen Hochverraths überwiesen, doch nur mit lebenslänglicher Gefängnißstrafe im Tower zu London, von wo er Gelegenheit gefunden hatte, durch die Flucht zu entkommen, belegt war. Die Königin lernte ihn kennen und faßte sofort

eine sträfliche Leidenschaft für ihn, die sie durch ihren schändlichen Lebenswandel mit ihm der Welt nur zu offenkundig vor Augen legte.

Die Verderbtheit des rohen, an Schlechtigkeit, Leidenschaftlichkeit und Grausamkeit nur zu sehr gewöhnten Zeitalters, und der allgemeine Wunsch, sich von der verhaßten Günstlingsherrschaft zu befreien, ließ den lasterhaften Lebenswandel der Königin übersehen. Da sie sich den Anschein zu geben wußte, als ob sie nicht den König selbst, sondern nur die Günstlinge desselben zu betrügen die Absicht habe, lief ihr Alles zu, als sie mit ihrem geliebten Mortimer in Begleitung von dreitausend Mann fremder auf dem Continente geworbener Truppen in England landete. Der König, dessen Schwachheit und Regierungsunfähigkeit abermals unterlassen hatte, die rechten Maßregeln gegen die ihm drohende Gefahr zu ergreifen, obgleich ihm die am französischen Hofe gegen ihn geschmiedeten Anschläge bekannt genug geworden waren, sah sich schnell von Allen, sogar von seinem eigenen Bruder, dem Grafen von Kent, verlassen. Er faßte daher den Entschluß, sich vor der Hand, in Begleitung seiner beiden Lieblinge und einer kleinen Anzahl treuer Anhänger, vor der Ueberlegenheit seiner Widersacher in die abendländischen Provinzen zurück zu ziehen. Es half ihm wenig, daß er, unaufhörlich durch die Königin verfolgt, wenigstens seine eigene Person zu retten, den Versuch machte, zu Schiffe nach Irland zu entkommen. Es ging mit ihm zu Ende. — Widrige Winde trieben ihn an die Küste von Wallis zurück, wo er mit dem jüngern Spencer und einigen andern ihm ergebenen Freunden und Dienern nur auf kurze Zeit ein Asyl in einem Kloster des Landes fand, dann aber in die Hände seiner eben so unerbittlichen

als grausamen Feinde fiel. — Das Schicksal der Mitgefangenen des Königs war keinen Augenblick zweifelhaft. Es ging ihnen nicht besser, als es dem ältern Spencer ergangen war, der die Festung Bristol, wo ihn der König bei seiner nach Irland versuchten Flucht zurückgelassen hatte, nicht halten konnte, und auf Befehl der rachgierigen Königin, seines neunzigjährigen Alters ungeachtet, sofort ohne Urtheil und Recht aufgeknüpft wurde. Man behandelte sie als Hochverräther, und sämmtlich fanden sie einen schimpflichen Tod am Galgen.

So hatte auch diese Günstlingsherrschaft, wie gewöhnlich, ein trauriges Ende genommen. Trauriger aber noch war das Ende des unglücklichen Königs selbst, dessen Verderben von seinem unnatürlichen Weibe und dem schändlichen Buhlen desselben beschlossen war. Im Schlosse Kenilworth, wohin man ihn gebracht hatte, mußte er durch den Beschluß eines zu diesem Ende von der Königin nach London zusammen berufenen Parlaments das Großsiegel des Reichs abliefern, und wurde endlich gezwungen, auch der Krone zu entsagen, weil Prinz Eduard, der die Schändlichkeit der Königin, seiner Mutter, bei seiner Jugend um so weniger einmal ahnte, als diese sich gegen ihn auf das meisterhafteste zu verstellen wußte, höchst edelmüthig erklärt und gelobt hatte, ohne Einwilligung seines Vaters die Krone bei dessen Lebzeiten nicht anzunehmen.

Eben so neu, als das Verfahren, welches man bei Ablieferung der Krone, des Scepters und anderer Insignien der königlichen Würde durch die Hände des Königs selbst, beobachtete, war dieses in der englischen Geschichte zum ersten Male vorkommende Beispiel einer förmlichen und feierlichen Abtretung der Krone.

Eduards II. schwache Regierung, die viel Jammer und Elend über England gebracht hatte, war mit dieser Entsetzung völlig beendigt. Sein trauriges Daseyn, von allen Bitterkeiten des Lebens begleitet, schien ihm nur gefristet zu seyn, um sein jämmerliches Ende wo möglich noch herber zu machen.

Von seinen vier Kindern, zwei Söhnen und zwei Töchtern, ging die Regierung an den Aeltesten, an Eduard III., über, der das Ruder des Staats eben so kraftvoll führte, als sein Vater schwach regiert hatte. Sonderbar ist der Wechsel in den vier letzten Regierungen. Nur vom Großvater auf den Enkel sieht man die gleichen Eigenschaften, Tugenden und Talente, so die Schwäche, wie die Kraft, fortleben. Die Aehnlichkeit zwischen Heinrich III. und Eduard II. ist so wenig zu verkennen, als die zwischen Eduard I. und Eduard III.

Die Regierung Eduards II. zeichnet sich neben dem bisher erzählten noch durch zwei Begebenheiten, die mindestens einer Erwähnung verdienen, nämlich durch ein Erdbeben, wie es die brittische Insel weder zuvor noch nachher erlitten, und dann durch die von Frankreich ausgehende, auch in England Eingang findende gänzliche Vertilgung des Tempelherren-Ordens, aus.

Es wird bei dem, was uns hier von den Handlungen Eduards II. kund geworden, einer besondern Charakter-Schilderung dieses schwachen und durch seine unbegreifliche Schwäche so unglücklich gewordenen Fürsten nicht mehr bedürfen. Vielleicht war es für die Freiheit Englands unumgänglich nothwendig, daß zwischen zwei kraftvollen Regierungen eine schwache sich befinden mußte, um eben so wenig der königlichen Gewalt als der Aristokratie der Barone das Uebergewicht bekommen zu lassen, und so endlich der Nation die

freie Verfassung zu verschaffen, unter welcher sie zu so hohem Wohlstande gelangt ist.

Von Eduards Ende, das wir nicht ohne Grund trauriger, als das seiner Anhänger nannten, könnte man sagen, es sey gleich so vielen andern Beispielen ein Zeugniß des rohen barbarischen Zeitalters, wenn nicht auf gleiche Weise empörende Unmenschlichkeiten zu allen Zeiten vorgefallen und bis auf unsere Zeiten herab oft genug zurückgekehrt wären. Des Unglücklichen Entthronung war nur ein Vorspiel zu seinem Tode. Die Königin und Mortimer, deren schändlicher Lebenswandel bereits anfing allgemein bekannt zu werden und Mitleid für den Gefangenen zu erregen, mußten Alles von der fortbestehenden Lebensdauer eines so schwer Beleidigten fürchten. So ward sein Tod beschlossen und nach unzähligen vorangegangenen Mißhandlungen und Versuchen, seinem Leben dadurch ein Ende zu machen, oder ihn den Verstand zu rauben, durch die grausamste und schmählichste Ermordung auf dem Schlosse Berkley, dem Lord Thomas Berkley gehörig, an ihm vollzogen. Vergeblich hatte der unglückliche Monarch zu mehreren Malen sein treuloses Weib um eine Unterredung, oder um die Vergünstigung, wenigstens seine Söhne, die des Vaters trauriges Loos kaum ahneten, zu sehen, gebeten. Die Werkzeuge der höllischen Bosheit der Königin und ihres Lieblings, Thomas Gournay und John Maltravers, ereilte zwar die rächende Nemesis, aber ihre Strafe für das mit kaltem Blute begangene Verbrechen war in keinem Verhältniß mit diesem. Ersterer, der sich nach Spanien geflüchtet hatte, ward an des Ermordeten Sohn ausgeliefert, unterwegs auf dem Schiffe aber, auf Befehl der Königin, die seine Aussage zu fürchten hatte, enthauptet; Letzterer war

nach Deutschland entkommen, wo er sein Leben einige Jahre im wohlverdienten Elende hinbrachte, dann aber von Eduard III. begnadigt wurde, weil er Gelegenheit gefunden hatte, ihm einige Dienste zu leisten.

Eduards III. Regierung.

Eduard III. (reg. von 1327 bis 1377) war kaum dem Knabenalter entwachsen, als er den englischen Thron bestieg. Seine Regierung ist eine der glänzendsten, von denen uns die Annalen der englischen Geschichte Bericht erstatten. Die glänzenden Waffenthaten der Britten unter ihm gegen die Franzosen zeigen deutlich, wie hinsichts der Erfolge in kriegerischen Unternehmungen Alles auf den Geist und das Glück des Anführers ankommt. Nie zuvor hatte sich der Ruhm der brittischen Waffen in Frankreich so bewährt gezeigt, als unter Eduard III., wie uns der Verfolg der Geschichte dieses Regenten näher zeigen wird. Des Großvaters kriegerischer Geist wohnte in ihm und zeigte sich schon in frühester Jugend im glänzendsten Lichte, eine Eigenschaft, die einem Fürsten jener Zeit unbedingt die Liebe seiner Unterthanen erwarb.

Beim Antritt der Regierung des jungen Königs war ihm für die Zeit der Minderjährigkeit vom Parlamente ein geheimer Rath von zwölf Personen an die Seite gestellt; in der That aber lag die ganze Gewalt der Regierung in den Händen Mortimers, des Lieblings der Königin. Beiden kam die Jugend des Königs zu statten, ihren bis jetzt über denselben gehabten Einfluß auch ferner zu behaupten, und auf diese Weise sich noch einige Jahre des Lohns ihrer Verbrechen zu erfreun. Mit Mortimers Uebermuth wuchs indeß auch der allgemeine Haß gegen ihn. Seit

dem Falle der Sponcer schien seiner Macht nichts mehr im Wege zu stehen. Ihre und ihrer Anhänger reiche Besitzungen waren ihm beinahe allein zu Theil worden und sein Reichthum dadurch dergestalt vermehrt, daß es ihm schon deßhalb an Neidern nicht fehlen konnte. Eine Gelegenheit, ihn zu verderben, wie er es verdiente, fand sich bald. Ein Krieg gegen Schottland, den Eduard theils aus eigner Kriegslust, theils aus Politik unternahm, mußte die erste Veranlassung geben, ihm bei dem Könige in Mißkredit zu setzen. Robert Bruce, obwohl schon alt und seinem Ende nahe, unterließ es nicht, die englischen Grenzen zu beunruhigen, und von der Minderjährigkeit Eduards seinen Vortheil zu ziehen, und dieser brannte vor Begierde nach kriegerischen Thaten und nach kriegerischem Ruhm.

Der Feldzug ward mit dreifacher Ueberlegenheit gegen den Feind unternommen; das Unternehmen scheiterte aber theils an der Klugheit der Schottländer, die sich in keine offene Schlacht einließen, theils an dem bösen Willen Mortimers, der nicht mit Unrecht befürchtete, durch einen Sieg seines jungen Herrn einen Theil seines Einflusses auf denselben einzubüßen. Er widersetzte sich daher mit der ganzen Kraft seines Ansehens dem Ungestüm des jungen tapfern Monarchen, der den Feind, trotz seiner vortheilhaften Stellung, anzugreifen entschlossen war, und eilte, einen wenn auch für England nachtheiligen Frieden möglichst schnell zu Stande zu bringen, wofür ihm obendrein noch der Titel eines Grafen von March zu Theil wurde. Durch diesen für Schottland höchst vortheilhaften Frieden gingen die Früchte dieses Krieges für Eduard allerdings verloren; er zog jedoch aus demselben für sich

den Vortheil, durch die Tapferkeit und Entschlossenheit, welche er bei Gelegenheit eines kühnen auf seine Person gemünzten Ueberfalls durch den schottischen Ritter Douglas bewies, bei der englischen Nation in hohes Ansehen zu kommen.

Des Königs Mißvergnügen über die fehlgeschlagene Hoffnung des Sieges wurde von Mortimers Feinden eifrigst benutzt, ihn zu stürzen. Aber erst dann, als das Maß seiner und seiner verbrecherischen Mitgenossen voll war, erhielt Eduard vollkommene Kunde von der schauderhaften Ermordung seines Vaters, und beschloß, die Uebelthäter nach Verdienst zu bestrafen. Zu den Opfern, welche diese ihrer Sicherheit schon gebracht hatten, mußte erst noch ein neues kommen, ehe sie inne wurden, daß Verbrechen eine schlechte Stütze derselben sind. Des Ermordeten Bruder, der Graf von Kent, ward überredet, Eduard II. lebe noch. Die Gewissensbisse des Gutmüthigen, früher gegen denselben conspirirt zu haben, munterten ihn auf, wenigstens jetzt zu dessen Rettung noch das Möglichste zu versuchen. Dies war die Falle, in welche Mortimer und die Königin ihn gelockt hatten, um seiner los zu seyn. Sobald das unterwürfige Parlament ihn auf ihr Anstiften verdammt hatte, eilten sie, ihn hinrichten zu lassen, weil sie des Königs Liebe zu dem Onkel fürchteten.

Mortimers Macht hatte nun die höchste Spitze erreicht, da auch die Güter des Grafen von Kent für ihn, oder vielmehr für seinen jüngern Sohn, eingezogen waren, und sein Ansehen beinahe das königliche übertraf. — Sein Fall erfolgte bald nachher. — Aller angewandten Vorsichtsmaßregeln ungeachtet, die ein böses Gewissen nur eingeben kann, ward er auf dem festen

Schlosse Nottingham von der Seite der Königin gerissen und durch dasselbe Parlament, welches ihn so oft zum elenden Werkzeuge seiner Herrsch= und Rachbegierde gedient hatte, zum Tode am Galgen verurtheilt.

Die Königin ward auf Lebenszeit festgesetzt, und hatte in den 25 Jahren, welche sie noch lebte, Muße genug, ihre Schandthaten zu bereuen. Obwohl sie ein härteres Loos verdient hätte, gereicht es Eduard doch zur Ehre, daß er das Leben der Mutter nicht antastete, und ihr jährlich wenigstens einmal, wenn auch nur der Form wegen, einen Besuch machte.

Eduard ergriff nun die Zügel der Regierung selbst, und zeigte bald, daß die Erwartungen, welche man sich von ihm gemacht hatte, nicht zu groß gewesen waren.

Robert Bruce, der tapfere Wiederhersteller der Unabhängigkeit der schottischen Krone, war indeß (1329) gestorben und hatte das Reich seinem unmündigen Sohne, dem achtjährigen Prinzen David, hinterlassen. Obwohl in dem vorerwähnten Frieden eine Vermählung mit Eduards Schwester Johanna, der Jugend beider ungeachtet, stipulirt und zu Stande gebracht war, suchte sich dieser die Lage Schottlands während der Minderjährigkeit seines Schwagers doch zu Nutze zu machen, um die Lehnshoheit über Schottland wieder zu erlangen. Er unterstützte deßhalb den Sohn des schon früher erwähnten John Baliols, der mit Freuden die ihm dargebotene Gelegenheit ergriff, seine von seinem Vater herrührende Ansprüche auf die schottische Krone jetzt geltend zu machen. Die Siege, welche Eduard über die Schotten im Laufe der gegen dieselben nun aufs Neue unternommenen viermaligen Feldzüge errang, waren mehr glänzend als erfolgreich, da

es ihm nicht gelang, den Haß zu überwinden, den diese Nation gegen die englische athmete. Eduard Baliols, nach einem im Jahre 1332 erlangten Siege, erfolgte Krönung sicherte ihm den Thron Schottlands doch nur auf kurze Zeit. Sir Archibald Douglas, der tapfere schon vorerwähnte Held verjagte ihn wieder, blieb aber selbst einige Zeit nachher (1333) in der mörderischen Schlacht bei Berwick oder Halidon-Hill gegen Eduard, der seinem Schützling mit einer bedeutenden Armee zu Hülfe geeilt war. Trotz dieses und einiger anderer Siege über die Schottländer wollte ihm deren gänzliche Unterjochung doch nicht gelingen, da sie, auf Hülfe von Frankreich rechnend, wohin sich der junge König David geflüchtet hatte, immer wieder die Waffen ergriffen, sobald der Sieger den Rücken gewandt und das Land verlassen hatte.

Eduards Händel mit Frankreich, die aus seiner Bewerbung um die französische Krone hervorgingen, begünstigten dieses Streben zur Erhaltung ihrer Unabhängigkeit offenbar, so daß es dem David Bruce endlich (im Jahre 1342) dennoch gelang, den Thron wieder zu besteigen, den sein Vater ihm so tapfer und muthig erstritten hatte.

Ungleich wichtiger als die Siege über Schottland waren diejenigen, welche die Engländer unter Eduard III. in Frankreich erfochten. Veranlassung zu den Kriegen mit diesem Reiche gab Karls IV. Tod. Er war der jüngste von drei Söhnen Philipps IV. oder des Schönen, die kurz hintereinander den französischen Thron bestiegen hatten, aber sämmtlich ohne männliche Erben starben. Die Krone fiel den französischen Reichsgesetzen zu Folge, da die weibliche Descendenz von der Regierung durch mehrfach wiederholte und bestätigte

Beschlüsse ausgeschlossen war, einer Seitenlinie, dem Hause Valois, zu. Philipp der Schöne und Karl von Valois waren leibliche Brüder gewesen. Ein Sohn des Letzteren, der seine drei Vettern überlebte, nahm als Philipp VI. mit vollem Fug und Recht Besitz von dem Throne seiner Vorfahren. Nichts desto weniger machte Eduard III. ihm den Besitz desselben streitig, obgleich seine von seiner Mutter Isabelle, der Schwester des letztverstorbenen Königs Karls IV., hergeleiteten Ansprüche gegen die des Philipp von Valois auch nicht einen schlagenden Rechtsgrund für sich hatten. Was das gute Recht nicht vermochte, mußte daher dem Schwerte überlassen werden, zu dem Eduard um so lieber seine Zuflucht nahm, je mehr ihm sein kriegerischer Geist und sein Kriegsglück in Schottland zur Wahl dieses Mittels rieth.

Ein volles Jahrhundert hindurch mußte von dem Augenblicke an, wo Eduard sein vermeintliches Recht mit den Waffen in der Hand geltend zu machen suchte, das Haus Valois um die französische Krone mit den Königen von England streiten, und war oft nahe daran, sie zu verlieren.

Philipps Recht auf den Thron war von ganz Frankreich anerkannt, und selbst Eduard hatte, auf Zureden seiner Mutter und Mortimers, deren Einfluß auf ihn um jene Zeit noch stark genug war, seinen Entschluß zu bestimmen, kein Bedenken getragen, ihm wegen Guianna die Huldigung zu leisten, aus Furcht, diese Provinz zu verlieren. Daß er aber keineswegs Willens war, seine Ansprüche fahren zu lassen, zeigt seine, in dem ihm während seiner Minderjährigkeit beigesetzten Geheimen Rathe niedergelegte, heimliche Protestation gegen dieselbe.

Eduards Thatendurst begnügte sich nicht mit dem in Schottland eingeärnteten Ruhme, dem freilich ein bedeutender Abbruch dadurch geschah, daß er seine Siege größtentheils wohl nur der Ueberlegenheit seiner Streitkräfte verdankte, sondern er trieb ihn, Frankreich zu erobern und dessen Krone mit der englischen zu vereinigen, was Aussichten zu unsterblichem Ruhme darbot.

Vielleicht hätte der junge ehrbegierige König seine unhaltbaren Ansprüche an die Krone Frankreichs und seine Projekte zur Eroberung dieses Landes aufgegeben, wenn nicht des französischen Königs Schwager selbst ihn dazu aufgemuntert und ihm dieselbe als leicht ausführbar geschildert hätte.

Robert von Artois, ein Prinz vom Geblüte, war durch ein Urtheil Philipps IV. die Grafschaft Artois, welche er einer Tante vermöge seines Geburtsrechts streitig machte, abgesprochen. Unter Philipp VI., mit dessen Schwester er vermählt war, glaubte er sein Recht besser geltend machen zu können, bediente sich aber schlechter Mittel zu seinem Zwecke, nämlich der Verfälschung von Dokumenten. Der deßfalls angestellten ihm nur mit Schande drohenden Untersuchung zu entgehen, floh er nach England, wo er von Eduard, der dem Könige von Frankreich die Unterstützung der Schottländer nicht vergeben konnte, mit offenen Armen empfangen wurde, obgleich Philipp jeden für einen Hochverräther erklärt hatte, der sich desselben annehmen würde. Seinen Eingebungen folgend zögerte Eduard nun keinen Augenblick länger, die Rüstungen zu einem Kriege zu beginnen, den er nur zu eifrig wünschte und der unaussprechliches Elend über Frankreich verbreitete. Bündnisse wurden von seiner, wie von Philipps Seite geschlossen, bis endlich der Schauplatz des Krieges in

Flandern, welches auf der Seite Eduards war, eröffnet wurde, nachdem dieser auf Verlangen der Flanderer zuvor den Titel eines Königs von Frankreich angenommen hatte, ein Titel, den alle Könige Englands sich bis auf unsere Zeiten herab anmaßten, bis ihm Georg III. nach dem Frieden von Amiens zuerst wieder entsagte.

Der erste Feldzug Eduards gegen Frankreich, der durch die Langsamkeit seiner deutschen Bundesgenossen erst zu Ende des Jahres 1339 begonnen werden konnte, zeigte ihm zum Gelingen seiner Plane wenig Hoffnung. Mit funfzigtausend Mann überschritt er zwar Frankreichs Grenzen, fand aber doch für gut, sich bald genug wieder nach den Niederlanden zurück zu ziehen, da ihm Philipp beinahe das doppelte dieser Zahl an Streitkräften entgegen stellte, und seiner großen Ueberlegenheit ungeachtet sorgfältig vermied, seine Krone dem ungewissen Schicksal einer Schlacht, zu der beide einander gegenüber stehende Heere sich bereits vorbereiteten, Preis zu geben.

Ungeheure Summen, die der Feldzug gekostet hatte, gingen auf diese Weise durch den geringen Erfolg desselben verloren; aber Eduards Geist konnte, wie groß die sich ihm hier gleich zu Anfang entgegen stellenden Schwierigkeiten auch waren, nicht so leicht niedergeschlagen werden, eine Unternehmung aufzugeben, von der er Ruhm und Ehre hoffte. Er bot Alles auf, den Krieg mit glücklicherem Erfolge fortsetzen zu können, und reiste daher nach England zurück, um sich dort zu einem neuen Feldzuge zu rüsten.

Wie groß indeß diese Zurüstungen auch waren, wie glücklich der Feldzug mit dem eben so vollständigen als glorreichen Siege begann, den Eduard über die fran-

zösische Flotte auf der Höhe von Sluys an der niederländischen Küste (13. Junius 1340) erfocht, der Krieg auf dem festen Lande blieb auch dieses Mal ohne Erfolg. Nach einer langen vergeblichen Belagerung des festen Tournay und einem eben so vergeblichen Versuche, dem an der Spitze einer noch zahlreichern Armee als die seinige war, zum Entsatze herbei eilenden und ihn durch stete Ueberfälle bei Tag und Nacht beunruhigenden Philipp eine Schlacht abzunöthigen, sah er vielmehr sich selbst in die Nothwendigkeit versetzt, einen neunmonatlichen Waffenstillstand mit seinem Feinde einzugehen und nach England zurück zu kehren. Der einzige Lohn, den Eduard davon trug, war der Ruhm seiner unbescholtenen Tapferkeit und Kriegsehre, und die Verehrung und Bewunderung, welche ihm seine Unterthanen dafür zollten. Es war das erste Beispiel in der englischen Geschichte, daß der König selbst in einer Seeschlacht kommandirte. In der That hatte Eduard bei dieser Gelegenheit Talente entwickelt, die nicht allein seine Krieger, sondern auch die Matrosen der Flotte in das höchste Erstaunen versetzten. Seiner kaltblütigen Entschlossenheit und beispiellosen Tapferkeit stand die besonnenste Vorsicht und Klugheit in Benutzung der sich darbietenden günstigen Umstände stets zur Seite.

Der geschlossene Waffenstillstand wäre vielleicht von beiden Theilen länger gehalten worden, als der Termin gesetzt war, da der Krieg dem Einen wie dem Andern unendliches kaum erschwingliches Geld kostete. Für Eduard aber kam, noch ehe derselbe zu Ende ging, zum Bruch desselben eine Reizung, der er um so weniger widerstehen konnte, als es mit seinen heißesten Wünschen übereinstimmte, den Feldzug so bald als möglich wieder zu eröffnen.

Zwischen dem Grafen Johann von Montfort und Karl von Blois entstand ein Streit über die Erbfolge in Bretagne. Ersterer, der wohl die gegründetsten Ansprüche hatte, setzte sich in den Besitz dieser Provinz, mußte aber fürchten, daß ihn Philipp, dessen Vetter der Letztere war, zu Gunsten dieses als Lehnsherr und oberster Richter in dieser Sache, bald genug wieder aus demselben verdrängen würde. Er bat deßhalb Eduard um Hülfe und Unterstützung, die dieser ihm nur um so lieber gewährte, als er dadurch Gelegenheit bekam, die Feindseligkeiten gegen Frankreich früher zu erneuern, als der eingegangene Waffenstillstand es erlaubte.

Der Krieg begann nun aufs Neue. Das Mißgeschick des Grafen von Montfort, der in die Gefangenschaft seiner Feinde gerieth, konnte Eduard um so weniger aufhalten, als des Grafen Gemahlin, eine Schwester des Grafen von Flandern, durch ihren Heldenmuth und die tapfere Vertheidigung der Festung Hennebon, ihm die Landung in Bretagne ungemein erleichterte. Die große Ueberlegenheit Philipps und die wenig entscheidenden Erfolge dieses Feldzugs bestimmten Eduard noch einmal (1343) einen Waffenstillstand einzugehen, obgleich beide Theile geneigt waren, denselben nur so lange zu halten, als ihr Vortheil es heischen würde. Schon im Jahre 1345 brannte das Kriegsfeuer, das Frankreich seit mehreren Jahren verheert und England ungeheueres Geld gekostet hatte, wieder in hellen Flammen; aber erst das Jahr 1346 war durch die Schlacht bei Crecy (am 26. und 27. Julius) entscheidend für den Ruhm der englischen Waffen. Es war in dieser Schlacht, wo die Engländer über die Franzosen den vollständigsten Sieg davon trugen. Nicht weniger als eilf Prinzen, worunter König Johann von Böhmen, ein treuer

Bundesgenosse Philipps, und des Letztern eigner Bruder, der Graf von Alençon, sich befanden, zwölfhundert Ritter und dreißigtausend Gemeine blieben auf dem Schlachtfelde. Ein solcher Erfolg und achtzig Fahnen, die den Siegern in die Hände fielen, unter denen sich auch das Banner des Königs von Böhmen mit der Devise — „ich dien" — befand, welches von dieser Zeit an dem Wappen der Prinzen von Wallis einverleibt gewesen ist, zeigen die Größe dieses Sieges zur Genüge. Weder die Ueberlegenheit an Zahl der Streiter, noch der Muth der Franzosen und ihres Königs, der das Schlachtfeld nicht eher verließ, als bis ihm einige Pferde unter dem Leibe getödtet und die flüchtigen Schaaren durch Nichts mehr aufzuhalten waren, konnte der wilden Tapferkeit der Engländer widerstehen. Dem beispiellosen Muthe des kaum siebenzehnjährigen Prinzen von Wallis und seiner Tapferkeit, die selbst den entschlossensten Feldherren und Kriegern ans Wunderbare zu grenzen schienen, dankte England allein diesen glänzenden Sieg. — Zu den Denkwürdigkeiten gehört, daß man sich von englischer Seite in dieser Schlacht bereits einiger Kanonen bedient und dadurch nicht wenig zur Niederlage des Feindes beigetragen haben soll.

Nicht minder wichtig, als die gewonnene Schlacht selbst, war für die Engländer die Eroberung von Calais. Eduard mußte Alles daran liegen, sich eines festen Platzes zu versichern, der ihm jede künftige Unternehmung in Frankreich erleichterte. Und welcher Ort konnte sich besser hierzu eignen, als dieser der englischen Küste so nahe gelegene ungemein starke Platz und Seehafen? — Mit dem Besitze desselben waren den Engländern die Schlüssel in die Hand gegeben, durch wel-

che sie sich zu jeder Zeit einen Eingang in Frankreich verschaffen konnten.

Die Belagerung von Calais dauerte ein volles Jahr. Nur durch Aushungerung gelang es Eduard, die tapfere Besatzung zur Kapitulation zu bringen, und zwar erst dann, als jede Bemühung Philipps, der Stadt Entsatz zu bringen, vergeblich war.

Unter die Mittel, welche Philipp zu diesem Ende ergriffen hatte, gehörte auch eine abermalige Aufwiegelung der Schottländer, die jede Gelegenheit benutzten, ihrem Erbfeinde durch räuberische Einfälle in dessen Gebiet zu schaden. Eduards Abwesenheit hatte ihnen diese schon mehrfach an die Hand gegeben; die häufigen Unterbrechungen des Krieges in Frankreich durch Waffenstillstände hatten diesen aber stets wieder in Stand gesetzt, sie in ihre Gebirge zurück zu treiben. Auch dies Mal mißlang der Einfall, den David Bruce, vom König Philipp dazu aufgehetzt, unternahm, an dem entschlossenen Muthe der Gemahlin König Eduards III., Philippe von Hennegau. Vielleicht durch das Beispiel der Gräfin von Montfort zur Nachahmung gereizt, stellte sie sich, da der während des Vaters Abwesenheit zum Reichsverweser bestellte Prinz Lionel noch zu jung war, selbst an die Spitze eines Heeres, schlug die Schottländer und bekam den König desselben selbst gefangen.

Calais Fall, der am 4. August 1347 Statt hatte, ward durch diese Diversion nicht aufgehalten. Die Stadt ergab sich auf Discretion, und blieb von dem Augenblicke an, wo sie in die Hände der Engländer gerieth, an 200 Jahre im Besitz derselben, weil Eduard klug genug war, alle Eingebornen zu vertreiben und mit englischen Familien zu ersetzen. Es war bei dieser

Gelegenheit, wo sich der heroische Edelmuth der sechs Bürger zeigte, welche sich freiwillig als Opfer der Rache Eduards für ihre Mitbürger, wegen des von ihnen geleisteten beharrlichen Widerstands, darstellten, auf Bitten der hochherzigen Königin aber von dem nicht weniger großdenkenden Könige begnadigt wurden.

Kurze Zeit nachher (1349) stiftete Eduard den Hosenbandorden, der sein hohes Ansehen besonders dadurch erhalten hat und noch jetzt behauptet, daß die ursprünglich auf fünf und zwanzig Ritter, den Souverain selbst ausgenommen, festgesetzte Zahl nie überschritten und der Orden nur den höchsten Personen ertheilt worden ist. Die Stiftung dieses Ordens war dem Geiste der Zeit gemäß, und ganz dazu geeignet, dem ritterlichen Sinne der englischen Großen zu schmeicheln; wie denn überhaupt diese Zeit auch in andern Ländern Europa's schon reich an Orden, sowohl geistlichen als weltlichen, war. — Eine furchtbare Pest unterbrach die glänzenden Feste, welche bei dieser Gelegenheit angestellt wurden und den Hof Eduards vor vielen andern auszeichneten. Nicht blos England, sondern fast ganz Europa, ward von ihr heimgesucht und mehr als ein Viertel der lebenden Menschen weggerafft. Gleichwohl konnte diese Geißel des Menschengeschlechts, wie schrecklich sie auch war, die Geißel des Krieges nicht verdrängen. In Frankreich, obgleich die Seuche hier nicht weniger als in andern Ländern Europa's gewüthet hatte, wurden neue Rüstungen gemacht, um Calais wieder zu gewinnen, dessen Verlust Philipp nicht verschmerzen konnte. Sein Tod (1350) hinderte nicht, daß unter Johann II., seinem Sohne und Nachfolger, der unselige Krieg fortgeführt wurde, der schon lange genug gewüthet und Frankreich nur noch mehr Jammer

und Elend bringen sollte, als es bisher schon erfahren hatte, ohne daß es Eduard oder einem seiner Nachkommen gelang, den Zweck zu erreichen, um welchen diese blutigen Feindseligkeiten angefangen waren.

Schon im Jahre 1355 begannen die Kriegsunternehmungen aufs Neue. Während der König von Calais aus Frankreich verwüstete, brachten die kriegerischen Einfälle des Prinzen von Wallis in die südlichen Provinzen dieses Reichs namenloses Elend und Verheerung. König Johann, begierig, den tapfersten Prinzen jener Zeit zu besiegen, verfolgte ihn, dessen Heer nicht mehr als zwölftausend Mann zählte, mit sechzigtausend Mann, mußte aber bald inne werden, daß er einem solchen Gegner, selbst bei einer fünffachen Ueberlegenheit an Streitern, nicht gewachsen sey.

Es kam bei Poitiers, wo der Prinz sich in einer nur durch einen einzigen auf beiden Seiten mit Buschwerk bepflanzten Hohlweg zugänglichen Gegend verschanzt hatte, und in einer höchst bedenklichen Lage befand, am 19. September 1356 zu einer Schlacht, deren Verlust der König von Frankreich blos seiner eigenen Unvorsichtigkeit und Hitze zu verdanken hatte, da es ihm ein Leichtes gewesen wäre, das englische Heer durch Aushungerung zu zwingen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Mit der Schlacht selbst ging auch Johanns Freiheit verloren, da seine Ehrbegierde es nicht zuließ, sich mit den flüchtigen Schaaren seines geschlagenen Heeres zu vereinigen, obwohl seine persönliche Tapferkeit die begangenen Fehler nicht mehr gut machen konnte. Er ward Eduards Gefangener, der ihn nach London führte, und durch sein wahrhaft edles Benehmen gegen den Ueberwundenen sich fast einen größern Ruhm als durch

den Sieg selbst erwarb. Selbst des gefangenen Königs ehrenvoller Einzug in London und die großmüthige Behandlung, welche er während seiner Gefangenschaft daselbst erfuhr, ist ein sprechender Zeuge für die edle Denkungsart und den ritterlichen Sinn seiner Sieger, die sich wohl an dem Siege selbst, aber nicht an einer fruchtlosen Demüthigung des Besiegten erfreuten.

England genoß jetzt den Triumph, zwei Könige als Gefangene in den Mauern seiner Hauptstadt, David Bruce, den König von Schottland, und Johann II., König von Frankreich, zu sehen. Ersterer ward kurz nach dieser Zeit (am 3. October 1357) auf anhaltendes Bitten seiner Gemahlin, die eine Schwester Eduards war, gegen ein billiges Lösegeld frei gegeben, und der Waffenstillstand mit Schottland auf zehn Jahre erneuert.

Nicht so Johann. — Ihm fiel das Loos, sein Leben in dem Lande seines Feindes beschließen zu müssen. Während England jetzt einige Jahre hintereinander der ungestörtesten Ruhe genoß und der Schauplatz allgemeiner Freude war, die durch die am Hofe Eduards angestellten Feste und Ritterspiele noch erhöht ward, war Frankreich der Schauplatz des höchsten Elends und Jammers. Unordnung und Verwirrung herrschten überall, und nicht blos in der Hauptstadt, sondern auf dem Lande wütheten Gesetzlosigkeit und Aufruhr auch im höchsten Grade. Das ungeheure Elend noch zu vermehren und seinen Nutzen davon zu ziehen, überzog Eduard Frankreich aufs Neue (1360) mit einer Armee von mehr als hunderttausend Mann, verheerte das unglückliche Land von allen Seiten, drang bis unter die Mauern von Paris vor, und zwang den Dauphin, dem es gelungen war, sich hier festzusetzen und die Zügel der Regierung wenigstens in der Haupt-

stadt wieder an sich zu ziehen, den für Frankreich eben so demüthigenden als nachtheiligen Frieden von Bretigny (am 8. Mai 1360) einzugehen.

Johanns II. Freilassung gegen Stellung einer beträchtlichen Anzahl von Geißeln, unter denen sich neben vielen andern Großen des Reichs mehrere Prinzen vom königlichen Geblüte befanden, war eine Bedingung dieses Friedens, der Eduard alle die Provinzen in Frankreich zurückgab, welche seinen Vorfahren entrissen waren und obendrein den wichtigen Besitz von Calais in seinen Händen ließ.

Die Entweichung eines der Söhne Johanns, des Grafen Ludwig von Anjou, aus seiner Haft in London, und besonders die Unmöglichkeit, bei der gänzlichen Verarmung seiner Unterthanen seiner in dem Frieden eingegangenen Verpflichtung wegen Entrichtung des für jene Zeiten wirklich ungeheuren Lösegeldes sich zu entledigen, veranlaßten den auf Ehre und Redlichkeit haltenden König von Frankreich, sich in Person wieder nach England zu begeben, wo er nicht lange nachher, im 56sten Jahre seines Lebens (den 8. April 1364) und im 14ten seiner unglücklichen Regierung, starb. — Sein Sohn, Karl V., mit dem Zunamen der Weise, erbte von ihm die französische Krone und mit ihr den durch diesen Tod keineswegs erloschenen Streit mit England um dieselbe.

Der Krieg zwischen den beiden Nationen begann zunächst wieder in Spanien, wo Peter der Grausame, König von Kastilien, mit Unterstützung von Frankreich seiner schändlichen Tyrannei wegen vertrieben war, und Eduard, der schwarze Prinz, der, seit ihm sein Vater Guianna als ein besonderes Fürstenthum ver-

liehen, in Bordeaux residirte, ihm auf sein inständiges Bitten zu Hülfe kam.

Noch einmal (am 13. April 1367) erfocht der Prinz von Wallis bei Najara über die spanischen und französischen Kriegsvölker einen der vollständigsten und glänzendsten Siege, obgleich die Sache nicht gerecht war, für welche er dies Mal stritt. —

Alle diese unter Eduards III. Regierung so glorreich errungenen Siege der Engländer über die Franzosen führten indeß zu keinem entscheidenden Resultate. Sie dienten nur dazu, den Ruhm der Ersteren zu vermehren, woher es denn auch kommt, daß die englische Nation zu allen Zeiten auf diese Regierung mit Stolz zurückgeblickt hat. Es dauerte ohnedies nicht mehr lange, daß Eduards Glück blühete. Die Zeit der Noth und des Krieges bildet den Feldherrn. Unter dem tapfern und berühmten Bertrand du Guesclin gelang es den Franzosen bald, den Engländern einen der errungenen Vortheile nach dem andern wieder zu entreißen. Eduards bereits merklich sinkendes Glück erlitt noch dadurch einen empfindlichen Stoß, daß der Prinz von Wallis, der den Keim zu einer unheilbaren Krankheit aus dem spanischen Feldzuge mitgebracht hatte, noch vor ihm (1376) mit Tode abging und nicht allein ihn, sondern auch das ganze Land, in die tiefste Betrübniß versetzte.

Eduards letzte Lebensjahre waren ohnedies durch innere Unruhen mancher Art getrübt. Die häufigen Geldverlegenheiten, in welche ihn hauptsächlich seine Kriege mit Frankreich versetzten, und seine weise Politik nöthigten ihn, bei allen seinen Unternehmungen das Parlament, in dem das Haus der Gemeinen jetzt schon anfing, eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen,

zu Rathe zu ziehen. So ward es ihm nicht schwer, besonders so lange es der Verherrlichung des Ruhms der englischen Nation galt, die erforderlichen Geldbewilligungen zu erlangen. Das Ansehen und die Macht des Parlaments gewannen hiebei zusehends; denn es durfte es schon wagen, bei den Verschwendungen, welchen er sich in seinem spätern Lebensalter hin und wieder ergab, seine Geldforderungen geradezu abzuweisen, die Minister anzuklagen und deren Verweisung durchzusetzen.

Auch die Religionsstreitigkeiten, die durch den berühmten Wickleff entstanden, beunruhigten diese letzte Zeit der Regierung Eduards nicht wenig. Johann Wickleff, dieser muthige Vorfechter der Reformatoren eines spätern Jahrhunderts, Lehrer der Theologie auf der schon damals berühmten Universität Oxford, wagte unter dem Schutze des Herzogs von Lancaster, eines jüngern Sohns Eduards, bereits in jener Zeit Religionsmeinungen, besonders über das Abendmahl, auszusprechen, die noch zweihundert Jahre später seinen Nachfolgern mit Tod und Verderben drohten. Die Unruhen, die hieraus entstanden, zogen sich bis in die folgende Regierung hinein.

Eduard III. überlebte den Prinzen von Wallis nicht lange. Er starb (am 21. Juni 1377) im 65sten Jahre seines Lebens und im 51sten seiner Regierung, nachdem er nicht lange zuvor den Sohn des schwarzen Prinzen, Richard, zum Prinzen von Wallis, mithin zu seinem Nachfolger, ernannt hatte. Sein Tod liefert den treffendsten Beweis aller Nichtigkeit irdischer Größe. Verlassen von Allen, selbst von seiner Maitresse, welche ihn die letzten Jahre seines Lebens fast ganz beherrscht hatte, mußte er sich von dieser sogar noch

beraubt sehen, und unter dem geistlichen Zuspruche eines der geringsten Geistlichen, der sich zufällig in seiner Nähe befand und sich des verlassenen Sterbenden annahm, seinen Geist aufgeben.

Eduards Lob und Charakter sprechen sich in seinen Handlungen selbst am deutlichsten aus. Fest und entschlossen bei jedem Unternehmen, beharrlich in Verfolgung seiner Pläne, aber auch nachgiebig, wo Klugheit es gebeute, muthig, kalt und besonnen im Kampfe und in der Gefahr; großmüthig gegen den überwundenen Feind, und selbst da, wo Rachedurst zu Härte und Grausamkeit anreizt, nicht unerbittlich, sehen wir ihn überall da stehen, gleich groß als König, als Feldherr und als Mensch, den er über jenen nicht vergaß. Er war nicht blos ein weiser und Gerechtigkeit liebender Regent, sondern ein wahrhafter Landesvater, dem es eine Freude war, Arme und Unglückliche unterstützen zu können. Seine aus Liebe zu der schönen Alix Pierce noch im Alter begangenen Schwachheiten sind doch nicht bedeutend genug, eine einzige der Tugenden zu verdunkeln, die ihn vor vielen seiner Vorfahren und Nachfolger im Reiche Großbritanniens auszeichnen.

Von zwölf Kindern, welche ihm seine schon im jugendlichsten Alter angetraute Gemahlin, Philippe von Hennegau, geboren hatte, sah er mehrere vor sich hinsterben. In der Regierung folgte ihm sein Enkel, Richard II., den er selbst noch zum Prinzen von Wallis ernannt hatte, wie bereits bemerkt wurde, der Liebe zu seinem Sohne, Johann von Gent, Herzog von Lancaster, ungeachtet, von dem man fürchtete, daß er die Thronfolge an sich ziehen und so neue Bürgerkriege veranlassen würde.

In Rücksicht der Landesverfassung waren während Eduards Regierung wieder bedeutende Fortschritte gemacht. Durch die häufigen Zusammenberufungen des Parlaments bildete sich dieses immer mehr aus, und fing schon jetzt an, sich förmlich in zwei Kammern zu theilen. Durch die Vereinigung der Deputirten des niederern Landadels mit denen der Städte, oder des dritten Standes, entstand nun das sogenannte Unterhaus, das diesen Namen im Gegensatze zu den Lords und der hohen Geistlichkeit, welche sich eben so wie jene an einander schlossen, und dann das Oberhaus genannt wurden, erhielt.

Von Eduard III., der ein eben so weiser und trefflicher Regent als talentvoller und tapferer Feldherr war, muß noch rühmlichst bemerkt werden: daß er die kurzen Zwischenräume seiner steten Kriege aufs beste und eifrigste benutzte, die Wohlfahrt seiner Unterthanen nach Möglichkeit zu befördern. Er war es, der neben Errichtung mehrerer anderer Fabrikanstalten hauptsächlich den Grund zu den nachmals für England so wichtig gewordenen Wollmanufakturen legte, und der den von Johann ohne Land bewilligten schimpflichen Lehnstribut an die römische Kirche abschaffte, indem er diese Sache durch das Parlament untersuchen und Papst Urban VI. gerade heraus erklären ließ, Johann habe bei der eingegangenen Verpflichtung nur aus Noth und sogar gegen den Krönungseid gehandelt, und mithin dieselbe als nichtig zu betrachten sey. — Fortan hat der römische Hof es nicht wieder gewagt, auf diesen um die Zeit, in welcher Urban mit gewohntem geistlichen Hochmuthe ihn einforderte (1366), schon seit zwei und dreißig Jahren rückständigen Tribut Ansprüche an England zu machen.

Richards II. Regierung.

Hier stellt sich unsern Blicken abermals ein Regierungswechsel dar, wie die Geschichte aller Staaten, Völker und Zeiten sie so oft aufzuweisen hat. Auf einen durch seine Regententugenden höchst ausgezeichneten Fürsten folgt wieder ein in gleichem Grade mittelmäßiger Regent, dessen Regierung die seines Vorgängers erst recht hervorheben muß. Wäre Eduard, der schwarze Prinz, seinem Vater auf dem Throne von England gefolgt, vielleicht wäre Eduard III. dann in den Hintergrund zu stehen gekommen; doch so bleibt seine Regierung eine der glänzendsten in der englischen Geschichte.

Richard II. (reg. von 1377 bis 1399) des Ersteren Sohn, war ein Kind von 11 Jahren, als er den Thron bestieg, und, wenn auch an sich nicht so schlecht, als ihn manche englische Geschichtschreiber geschildert haben, doch keinesweges seinem Vater gleich. Hätte er indeß das Glück gehabt, unter den Augen dieses dem männlichen Alter entgegen zu reifen, so würde seine Regierung sicher weniger schlecht und unglücklich gewesen seyn. Minderjährige Regenten, wie er es war, haben aber fast immer das Unglück gehabt, in die Hände ehrbegieriger oder habsüchtiger Schmeichler zu fallen, die durch unzählige Mittel das unerfahrene Herz des jungen Fürsten zu verderben und so ihren eigenen Privatabsichten gemäß sich ihren Weg zu bahnen wissen, worunter denn das Wohl des Landes in den meisten Fällen zu Grunde geht. Man darf die minderjährigen Regierungen sicher zu den wesentlichsten Unvollkommenheiten der monarchischen Verfassungen zählen, weil selbst da, wo der junge Monarch die ausgezeichnetsten Geistesvorzüge besitzt, Faktionen unver-

meidlich sind. Dies war auch bei Richard, der auf jene übrigens wenig Anspruch machen konnte, der Fall. Obgleich vom Parlamente ein Regentschaftsrath von zwölf Personen aller repräsentirenden Stände des Reichs eingesetzt war, wußte doch von dreien seiner Oheime, besonders der Herzog Johann von Lancaster, und nächst ihm der nicht viel weniger ehrgeizige Herzog von Glocester sich den wichtigsten Einfluß in die Geschäfte der Regierung, während des Königs Minderjährigkeit, zu verschaffen. Das immer mehr steigende Streben des Parlaments, an der Leitung der Staatsgeschäfte gleichfalls Theil zu nehmen, und die Unmündigkeit Richards, mußte daher ohnfehlbar einen Faktionsgeist aufregen, der alle die Unruhen wieder zurückrief, die kaum vergessen waren. Eine Hauptursache, der zuerst unter dieser Regierung ausbrechenden Unruhen waren die durch die Fortsetzung des französischen Kriegs nothwendig gewordenen unerschwinglichen Abgaben, welche besonders den Bauernstand hart niederdrückten.

Eine neue im Jahre 1380 unter den Namen einer Kopfsteuer errichtete Abgabe gab die nächste Veranlassung zu einem allgemeinen Aufstande des Landvolks, das seiner harten Sclaverei und des Drucks von den Baronen schon längst überdrüßig gewesen war. — Frankreich, was in unsern Zeiten zu verschiedenen Malen das Signal zum Kampfe für Freiheit und Völkerrecht gegeben, ging auch damals mit verführerischem Beispiele voran. Der leibeigene Landmann litt dort wie hier, und hatte durch die allgemeinen Unruhen begünstigt, die Waffen für seine Freiheit ergriffen, und die Güter des Adels auf die verherendste Weise heimgesucht. Das mußte auch für England wirken.

Hier, namentlich in der Grafschaft Kent, war es

hauptsächlich die Unverschämtheit eines Erhebers der neuen Steuer, der sich an der Tochter eines Schmieds auf eine unanständige Weise vergriff, um ihr von der Mutter bestrittenes und zur Erlegung der Kopfsteuer erforderliches mannbares Alter augenscheinlich darzuthun, was den bereits in der Grafschaft Essex unter dem Landvolke ausgebrochenen Aufruhr allgemein machte. Der eben von der Arbeit zurückkehrende Vater des Mädchens, ein Hufschmied, tödtete den Steueroffizianten mit einem Hammerschlage und ward, in der englischen Geschichte unter dem Namen Wat Tyler bekannt, sofort Anführer der unzufriedenen Bauern dieser Provinz. Ausschweifungen aller Art waren die natürliche Folge dieses unter der ungebildetsten Menschenklasse ausgebrochenen Aufruhrs, der um so gefährlicher wurde, als er, wie mit der Schnelligkeit eines Feuers, auch in den benachbarten Grafschaften Essex, Sussex, Herford, Suffolk, Norfolk und andere, mit einer Wuth um sich griff, die Ereignissen der Art gewöhnlich eigen zu seyn pflegen. Ein reisender Priester, Namens John Ball, predigte überall über die angeborne Freiheit und Rechte der Menschen, und an hunderttausend Mann stark drangen die Aufrührer, durch dergleichen Reden entflammt, selbst bis in die Hauptstadt hinein, mordeten und plünderten in den Palästen und Häusern der Großen, die wegen Mißbrauchs ihrer Macht am verhaßtesten waren, bezeugten aber dem jungen, jetzt etwa sechszehnjährigen König, sobald er den Tower, wohin er sich geflüchtet hatte, verließ und sich ihnen darstellte, alsobald ihre Unterwürfigkeit. Ihre Forderungen, Aufhebung der neuen Steuer und der Leibeigenschaft, freier Handel in den kleinen Marktstädten, Verwandlung der Frohndienste in eine bestimmte Geld-

abgabe und allgemeine Amnestie waren weder ungerecht noch unbillig, und wurden daher von dem Könige ohne Umstände bewilligt.

Eine ungeregelte Kraft ohne geschickte und planmäßige Leitung zerfällt bald in sich selbst. Nachdem der mehr kühne als gewandte Wat Tyler während einer Unterhandlung mit dem Könige über die Bedingungen ihrer Unterwürfigkeit im Angesichte seines zwanzigtausend Mann starken Haufens von einigen Begleitern Richards erschlagen war, dieser durch seine Geistesgegenwart und Versprechen die Rache des aufrührerischen Haufens von sich abwandte, und der hohe wie der niedere Adel mit den Waffen in der Hand herbei eilte, die alten Prärogative zu retten, und das Landvolk sich zerstreute, ward nichts von den Versprechungen und ertheilten Freibriefen gehalten, und der unglückliche Bauer aufs Neue in die Fesseln geschmiedet, denen er kaum entronnen war.

Richard hatte keinen Willen; er war ein Spielball in den Händen der Parteien, die sich seiner zu bemächtigen suchten, um ihre Macht und Gewalt zu vergrößern. Das von seinen Oheimen, den Herzögen von Lancaster, York und Gloucester noch immer auf ihn ausübenden und ihn beschränkenden Einflusses ward er am ersten müde. So konnte es nicht fehlen, daß Günstlinge, die den lebenslustigen Jüngling zu behandeln verstanden, sich seiner bald ganz bemächtigten.

Unter den Kriegen, welche Richard II. von seinen Vorgängern geerbt hatte, war der französische am wenigsten segenbringend. Er ward auch während seiner ganzen Regierung lau und ohne irgend einigen glücklichen Erfolg betrieben. Des Herzogs von Lancaster Ansprüche auf die Krone von Kastilien, und die An-

strengungen, welche England deßhalb machen mußte, führten eben so wenig zu einem glücklichen Ziele, setzten das durch die Abwesenheit des Kerns der englischen Kriegsmacht geschwächte Reich (im Jahre 1386) vielmehr der Gefahr einer französischen Invasion aus, die nur durch die thätigsten Gegenanstalten von Seiten Englands und einige zu rechter Zeit kommende Seestürme vereitelt wurde.

Der Feldzug nach Schottland, den Richard das Jahr zuvor (1385) unternahm, trug England eben so wenig Früchte ein, als alle übrige auswärtige Unternehmungen. Obgleich er an der Spitze von sechzigtausend Mann ins Innere des Landes bis nach Edinburg vordrang, und Alles verheerte, wohin er kam, mußte er, da der Feind ihm überall klüglicher Weise auswich, doch unverrichteter Sache wieder zurückkehren, und sehen, wie dieser indeß auf englischem Grund und Boden Gleiches mit Gleichem vergalt, und dem in seinem Lande erlittenen Schaden hier durch reiche Beute wieder nachzukommen suchte.

Die Günstlinge, denen sich Richard in die Arme warf, stürzten ihn vollends ins Verderben. Zu schwach zur Selbstregierung, ließ er sich doch von ihnen die Begierde nach einer unbeschränkten Herrschaft einflößen, die sie aber an seiner Statt auszuüben gedachten und wirklich ausübten. Namentlich hatte sich Robert Vere, Graf von Oxford, ein junger Wüstling, seiner ganz bemächtigt. Er machte ihn, nachdem er beiläufig auch seine beiden jüngern Oheime, die Grafen von Cambridge und Buckingham, Erstern zum Herzog von York und Letzterem zum Herzoge von Gloucester ernannte, erst zum Marquis von Dublin und dann sogar zum Herzog von Irland. Sein und einiger anderer Lieb-

linge Einfluß auf den König mußten nothwendig gerechte Besorgnisse bei den Großen und dem Parlamente erregen, so daß letzteres auf Entfernung derselben drang und Richard nöthigte, sich dem Drange der Umstände zu fügen. Ihr baldiger Rückruf und die Versuche dem Könige zur unumschränkten Herrschaft zu verhelfen, brachten die dadurch Bedrohten, namentlich den Herzog von Gloucester und das Parlament, gegen den König in die Waffen, nachdem andere Aussöhnungsmittel nicht mehr helfen wollten, und dieser wirklich Schritte zu Ausführung seines Vorhabens gethan hatte, mittelst eines anzuwerbenden Heeres das jetzige Parlament ab- und ein anderes ganz von seiner eigenen Wahl abhängiges dagegen einzusetzen. Er war zu dem Ende nach Nottingham gereist, fand aber wenig Beistand, da das Volk nicht geneigt war, seine mit so vielen Anstrengungen erworbenen Wahlrechte aufzugeben, und einen Herrscher zu unterstützen, der es gar keinen Hehl hatte, daß seine Absicht lediglich darauf hinaus gehe, die willkührliche Gewalt des Thrones wieder herzustellen.

Statt seine Wünsche in Erfüllung gehen zu sehen mußte Richard sich neue Beschränkungen gefallen lassen. Das Parlament ernannte eine Kommission, welcher auf ein Jahr die Regierung übertragen wurde. Seine Versuche, das Haus der Gemeinen für sich zu gewinnen, und dieses neue Joch von sich abzuwälzen, scheiterten abermals. Der Herzog von Gloucester rückte an der Spitze von vierzigtausend Mann in London ein und mehrere Räthe des Königs wurden vom Parlamente zum Tode verdammt. So war die Hofpartei gestürzt, und Richard befand sich wieder ganz in den Händen der Großen, denen er nun völlig unterworfen zu seyn schien.

Die aristokratische Partei hatte zwar gesiegt, aber die Früchte dieses Sieges kamen nicht zur Reife. Das Jahr 1389 war noch nicht zu Ende gelaufen, als der König unerwartet die Erklärung von sich gab, er wolle, da er sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt habe, mithin volljährig sey, die Regierung selbst übernehmen, wogegen Niemand etwas einzuwenden vermochte. Die nächste Folge dieses Schrittes war eine gänzliche Veränderung der obersten Staatsbeamten, woraus bald neue Unruhen erwuchsen, da Richard durch die Wahl derselben deutlich genug bewies, daß ihm mit den Jahren der Verstand nicht gekommen war.

Der Herzog von Lancaster war um diese Zeit (1390) von seinem Feldzuge in Spanien zurückgekehrt, der ihm statt der Krone von Kastilien, um welche er gestritten hatte, nichts weiter als einige Summen Geldes als Abfindung seiner Ansprüche, eingebracht hatte. Den einen Oheim, den Herzog von Glocester, hatte der König, durch die abermals die Oberhand gewinnende Hofpartei aufgehetzt, aus seinem Rathe und vom Hofe entfernt — einen andern, noch mehr zu fürchtenden, sah er nach geraumer Abwesenheit wiederkehren. Ihn für sich zu gewinnen, um sich an seinen Gegnern, unter denen ihm seine Partei den Herzog von Glocester als den gefährlichsten zu schildern stets bemüht war, desto sicherer zu rächen, schien ihm unumgänglich nothwendig. Aber auch in seiner Nähe mochte er den Herzog von Lancaster nicht behalten; er schenkte ihm daher Guianna, die schönste Besitzung der Krone, über die er in dieser Hinsicht zu gebieten hatte, und konnte, als derselbe dahin abreiste, von jeder lästigen Aufsicht befreit, sich ganz seinem Hange zu den ausschweifendsten Verschwendungen hingeben. Ohne die Mittel dazu zu besitzen, wollte

Richard in seinem Aufwande es den glänzendsten Höfen Europa's zuvor thun, wodurch seine Finanzen so ins Stocken geriethen, daß die Stadt London sich nicht einmal zu einer Anleihe von tausend Pfund Sterling verstehen wollte, in der nicht ungegründeten Vermuthung, daß er bald genug mit größern Forderungen hervortreten werde. Ihre Weigerung bestrafte er, unter dem Vorwande eines eben so unbedeutenden als schnell vorübergehenden Auflaufs einiger geringen Leute, dadurch, daß er der Stadt ihren Freiheitsbrief und damit alle ihre Privilegien nahm. Sie erhielt ihn zwar zurück, mußte ihn aber durch ein Geschenk von zehntausend Pfund Sterling und zwei goldnen Kronen wieder erkaufen.

Wenn im Allgemeinen der Regierung Richards in dieser Zeit auch kein bedeutender Vorwurf gemacht werden konnte, so mußten doch seine persönlichen Fehler und Schwächen ihn durchaus bei der Nation verächtlich machen. Träge, verschwenderisch und den gemeinsten Vergnügungen sich ergebend, vergeudete er seine Zeit und seine Revenüen zu den größten Ausschweifungen und zur Bereicherung seiner Günstlinge, so daß die reichsten Geldbewilligungen des Parlaments nicht hinreichten, seine Bedürfnisse zu befriedigen. Wie sehr er sich auch hierdurch und durch seine alle königliche Würde verletzende Familiarität, mit der er sich jedermann hingab, in der Achtung der Nation herabsetzte; so viel mehr schadete er sich doch noch durch die gänzliche Vernachlässigung der Kriegsangelegenheiten mit Frankreich. Aller unter der vorigen Regierung erworbene Ruhm ging verloren, und das war den Engländern keinesweges gleichgültig. Als Richard nach dem im Anfange des Jahres 1394 erfolgten Tode seiner ersten Gemahlin,

Anna von Luxemburg, einer Schwester des deutschen Kaisers Wenzeslaus, sich zum zweiten Male (1396) mit Isabellen, der Tochter König Karls VI. von Frankreich, vermählte, und bei dieser Gelegenheit nicht allein ungeheure Summen verschwendete, sondern auch einen 28jährigen Waffenstillstand mit Frankreich schloß, äußerte sich der Haß gegen ihn allgemeiner, als je. Dem Herzoge von Gloucester, der seinen Tadel weder bei dieser noch bei andern Gelegenheiten zurückhielt, kostete seine Freimüthigkeit und das Streben, des Volkes Stimmung sich selbst zu Nutze zu machen, bald nachher Freiheit und Leben.

Man hatte dem Könige die Gesinnungen seiner Oheime aufs Neue verdächtig zu machen gewußt; die Herzöge von Lancaster und York hatten sich aber gerechtfertigt und dann vom Hofe entfernt, indem Ersterer sich nach Guienne begab. Gloucester und alle diejenigen, welche dem Könige zuwider waren, sahen sich nun seinem und der Hofpartei Hasse völlig Preis gegeben und bald darauf auch verhaftet. Ersterer ward nach Calais gebracht und dort nach einiger Zeit auf Befehl des Königs, der es nicht wagte, ihn öffentlich hinrichten zu lassen, in seinem Kerker heimlich erwürgt.

Das nach Shrewsbury auf der Grenze von Wallis, wo Richard viel Anhänger hatte, beschiedene Parlament, welches in dieser Zeit noch zu wenig eigene Kraft besaß und meistens nur ein Werkzeug der siegenden Partei zur Bestätigung und Bekräftigung ihrer Gewaltschritte war, hieß des Königs Verfahren gut und erklärte Alles für Hochverrath, was dessen Willen nicht gemäß war. Zu gleicher Zeit übertrug es seine ganze Gewalt einer aus zwölf Pairs und sechs Deputirten des Unterhauses bestehenden Kommission, an de-

ren Spitze der König stand, so daß dieser dadurch zu einer Unumschränktheit in seiner Regierung gelangen mußte, wie sie kein englischer Regent vor ihm besessen hatte.

Die mühsam errungene Freiheit der Verfassung war so mit einem Schlage über den Haufen geworfen; auch vereinigte sich in der That Alles, den König auf kurze Zeit in der Ausübung der durch die gewaltsamsten Mittel an sich gerissenen willkührlichen Gewalt sicher zu machen. Seine gefährlichsten Gegner waren unschädlich gemacht, und alle Beamte des Reichs durch Geschenke oder andere Auszeichnungen gewonnen. Nur des Volkes Gunst konnte er wegen seiner vielfach verübten gewaltsamen Handlungen nicht erlangen, und viele der scheinbar Ergebenen lauerten auch nur auf Gelegenheit, ihre Maske wieder ablegen zu können. Sie zeigte sich früher, als der König und seine ihn umgebenden Schmeichler in ihrer vermeinten Sicherheit geglaubt hatten. Ein zwischen zwei der vornehmsten Herren am Hofe, Richards nächsten Verwandten, dem Herzoge Heinrich von Hereford, des Herzogs von Lancaster ältestem Sohne, und dem Herzoge von Norfolk, den Ersterer hochverrätherischer Reden beschuldigte, deßhalb entstandener Streit mußte die Veranlassung zu seiner nicht gar lange nachher erfolgenden Entthronung geben. Ein dem Geiste der damaligen Zeit gemäßer Zweikampf, dem der König selbst beiwohnen wollte, sollte zwischen den Streitenden entscheiden, als Richard nach seiner willkührlichen Weise in dem Augenblicke, wo sie schon die Schranken betreten, den Kampf aufhob, und beide, den Schuldigen wie den Unschuldigen, des Landes verwies, um sich auch ihrer auf eine bequeme Weise zu entledigen. Norfolk war auf Lebens-

zeit, Heinrich von Hereford nur auf zehn Jahre exilirt. Letzterer hatte überdies vom Könige eine schriftliche Versicherung erhalten, jede während seiner Verbannungszeit ihm zufallende Erbschaft sofort in Besitz nehmen und den Lehnseid erst nach Ablauf derselben leisten zu dürfen. Der kurz darauf erfolgende Tod des alten Herzogs von Lancaster zeigte des Königs Unbeständigkeit und willkührliches Verfahren im hellsten Lichte. Er widerrief nicht nur seine schriftlich ertheilte Versicherung, als Heinrich von dem väterlichen Erbe Besitz ergreifen wollte, sondern sprach auch das Urtheil ewiger Verbannung über ihn aus und zog sämmtliche Güter desselben ein.

Solche Tyrannei war zu groß, um den schon lange im Volke gehegten Groll gegen die eben so gewaltthätige als willkührliche Regierung Richards länger unterdrücken zu können. Heinrich von Hereford ward allgemein bedauert und ein Gegenstand der Hoffnung der Unzufriedenen. Wer war mehr als er geeignet, sich an ihre Spitze zu stellen und eine Regierung zu stürzen, die durch Gewaltschritte aller Art täglich verhaßter wurde? —

Ein um diese Zeit schon zum zweiten Male ausbrechender Aufruhr in Irland gab der Partei der Mißvergnügten in England gewonnenes Spiel. Richards stolze Sicherheit verleitete ihn, den Aufruhr in Person zu stillen und die verwegenen Empörer derb zu züchtigen, nicht daran denkend, daß die großen Summen, welche er zur Bestreitung der Unkosten dieses Feldzuges von seinen Unterthanen erpressen mußte, den Haß derselben gegen ihn noch mehr vergrößern mußten.

Seine Abreise nach Irland brachte in der That den König um seine Krone, und später, in Folge die-

ses Verlustes, auch um sein Leben. Die Verschwörung in England wider ihn gewann während seiner Abwesenheit immer festern Fuß. Der Herzog von Hereford, von den Mißvergnügten eingeladen, sich an ihre Spitze zu stellen, landete mit nicht mehr als drei Schiffen und einer kleinen Anzahl von einigen sechzig Begleitern, nachdem er zur Beobachtung der Bewegungen im Lande einige Zeit an den Küsten umher gekreuzt und dadurch den Schein gegeben hatte, als ob seine Begleitung ungleich stärker sey, als sie wirklich war.

Heinrich sah sich in kurzer Zeit an der Spitze eines Heeres von sechzigtausend Mann. Der Herzog von York, vom König während seiner Abwesenheit zum Reichsverweser ernannt, sah bald ein, daß er dem allgemeinen Strome nicht widerstehen könne, und ließ die Sache gehen, wie sie wollte. Der König selbst ward durch widrige Winde in Irland zurückgehalten und kam erst dann in England an, als hier schon Alles für ihn verloren war. Es würde ihm bei mehr Entschlossenheit und Energie nicht schwer geworden seyn, seinem Schicksale dennoch eine bessere Wendung zu geben, da er sich an der Spitze eines Heeres befand, das sich für ihn zu leben und zu sterben erbot, wenn er eine Schlacht gegen die Aufrührer wagen wolle, und noch mehrere andere Mittel ihm zu seiner Rettung zu Gebote standen. Sobald er sich aber selbst verließ, verließen ihn auch die wenigen Anhänger, welche er bis jetzt noch gehabt hatte. Seine bei Nachtzeit unternommene Flucht von seinem Heere, wo er bei seinem Mißtrauen sich nicht mehr sicher genug hielt, und seine freiwillige Einschließung in das für unüberwindlich gehaltene feste Schloß Conway, brachten ihn nach kurzen Unterhandlungen mit seinem Vetter, dem Herzog Heinrich, dem

er sich freiwillig überlieferte, dahin, dem Reiche zu entsagen, und diesem im Tower zu London, wohin er ihn in Verwahrsam gebracht hatte, Krone, Scepter und alle übrige Insignien der königlichen Würde, nebst einer eigenhändig unterzeichneten Entsagungsschrift zu übergeben.

Den auf diese Weise, und namentlich noch durch eine auf einige dreißig Klagepunkte begründete förmliche Absetzung Richards durch das Parlament, das wieder dem Stärkern diente, erledigten Thron, bestieg auf dessen einmüthigen Beschluß Heinrich von Lancaster, obgleich das Haus York in Rücksicht des Erbschaftsrechts der Thronfolge einen Grad näher stand, da es von Lionel, Eduards III. zweitem Sohne, das Haus Lancaster aber von Johann, dem dritten Sohne dieses Monarchen, abstammte, und aus diesem ein rechtmäßiger Thronerbe in dem Grafen Edmund Mortimer de la Marche, dessen Vater Roger ohnedies schon früher als nächster Erbe Richards erkannt war, sich am Leben befand.

Heinrich IV., dem die Großen des Reichs und das Parlament unter dem Vorwande seiner außerordentlichen Verdienste um das Gemeinwohl die Krone auf das Haupt setzten, war also kein Erbkönig, sondern ein Wahlkönig.

Schließlich mag hier noch bemerkt werden, daß eben diese illegale Thronbesetzung ein halbes Jahrhundert später die traurige Veranlassung zu einem Kriege zwischen den Häusern Lancaster und York wurde, der dreißig Jahre lang für England nicht minder verheerend war, als es in spätern Zeiten der sogenannte dreißigjährige Krieg für Deutschland gewesen ist.

Sechstes Buch.

Regierungsperiode des Hauses Plantagenet oder Anjou.

(Zeitraum: von 1399 bis 1483).

Heinrichs IV. (mit dem Zunamen von Bolingbroke) Regierung (von 1399 bis 1413) konnte nicht ohne Unruhen bleiben, da er die Krone nicht durch Erbrecht, sondern durch Usurpation an sich gerissen hatte. Wußte er sich auch auf dem Throne zu behaupten, den er, unterstützt durch die Autorität und den Ausspruch eines von ihm abhängigen Parlaments, nur mit dem Rechte des Stärkern bestiegen hatte, so hatte er doch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, die er nur durch seine Wachsamkeit und Thätigkeit und ein Glück, wie es Kühnen gewöhnlich zur Seite zu stehen pflegt, zu überwinden vermochte. Doch von Verbrechen bleiben die Hände eines Usurpators selten frei. Auch die seinigen blieben es nicht. — Richard war in seinen glücklichen Tagen gehaßt worden; sein Unglück erweckte Mitleiden. Die ungewöhnlichen Mittel, welche Heinrich zu kräftigerer Bestätigung seines ihm fehlenden Rechts bei seiner Krönung anwandte, indem er sich mit einem angeblich von der heiligen Jungfrau dem heiligen Thomas von Canterbury überlieferten außerordentlichen Oele salben ließ, konnten wohl den niedern Pöbel täuschen, aber nicht die unruhigen Großen abhalten, sich unter dem Vorwande der Wiederherstellung der vorigen Regierung in Verschwörungen gegen den neuen König einzulassen. Die planlosen aller Einmüthigkeit ermangelnden Unternehmungen derselben scheiterten je-

doch an dem Glücke des wachsamen Gegners und führten neben dem Untergange der Unternehmer auch das Verderben des entthronten Königs herbei. Kurze Zeit nach Unterdrückung dieser ersten Insurrection gegen Heinrich IV. endete Richard in seinem Kerker auf dem Schlosse zu Pomfrat ohne Zweifel auf gewaltsame Weise sein nur auf 34 Jahre gebrachtes Leben, nachdem er 23 Jahre über England regiert hatte.

Die allgemeine von seinem Vater auf ihn übergetragene Liebe, mit welcher Richard II. den Thron bestiegen hatte, konnte ihn, weil er seinen hohen Beruf nicht zu erfüllen verstand, nicht von einem schmählichen Untergange retten. Merkwürdiges mancher Art hat indeß seine obgleich wenig glückliche Regierung doch aufzuweisen. Nicht etwa der bei seiner Krönung, nach historischen Berichten, zuerst Statt findende, aus dem damaligen Geiste der Ritterschaft, vielleicht aber auch schon in frühern Zeiten entsprungene und bis auf unsere Tage beibehaltene Brauch der Erscheinung eines geharnischten Ritters im Speisesaale des Königs zur Vertheidigung seiner Rechte, sondern die durch den berühmten Wicklef veranlaßten Religionsstreitigkeiten und Unruhen sind es, welche hier einer besondern Erwähnung verdienen.

Es war noch in den letzten Jahren Eduards III., als Wicklef seine Lehrsätze zuerst bekannt machte. Sie waren so einfach, so begreiflich und vernunftgemäß, daß sie fast überall Eingang finden mußten. Läugnung der Transsubstantiation beim Abendmahl und der Obergewalt der römischen Kirche und des Papstes, und die Behauptung, daß der weltlichen Herrschaft das Recht zustehe, der Kirche bei schlechtem Verhalten ihrer Diener ihre Güter zu nehmen, und endlich, daß zum christ-

lichen Lebenswandel das Evangelium allein schon hinreichende Unterweisung gebe, waren die vornehmsten derselben, und mehr als genug, die gesammte Klerisey in Harnisch zu bringen. Den Beifall noch begreiflicher zu finden, dessen diese Lehren sich so allgemein zu erfreuen hatten, daß nach dem Zeugnisse der englischen Historiker unter zwei Personen, welche man um diese Zeit zusammen stehen sah, einer für einen Wicklesiten oder Lolharden, wie man Wiclefs Anhänger auch nannte, gehalten werden konnte, muß man bedenken, daß die päpstlichen Eingriffe in die Rechte und das Eigenthum der christlichen Nationen Europa's um diese Zeit größer als je, und besonders in England höchst verhaßt waren. Auch trug die schwache Regierung Richards II. und die sich immer mehr erhebende Macht des Bürgerstandes, der unter den geistlichen Plackereien am meisten litt, nicht wenig dazu bei, die gewagten Versuche zur Kirchenverbesserung zu unterstützen. Anders war es unter Heinrich IV., dem sein wenig begründetes Recht auf den Thron und dessen widerrechtliche Besitznahme die Gunst der Geistlichkeit unentbehrlich machte. Er sah sich schon in dieser Rücksicht gezwungen, die Anhänger der Lehren Wiclefs zu verfolgen und einige derselben, bestimmt gegen seine eigene Ueberzeugung, zum Scheiterhaufen zu verdammen, während dieser selbst das unter Umständen dieser Art gewiß seltene Glück hatte, sein Leben in Ruhe zu beschließen.

Der Usurpator einer Krone hat immer einen harten Stand; so auch Heinrich IV. Das Parlament und die Großen des Reichs hatten ihn, zum Nachtheil des Grafen Mortimer de la Marche, der schon bei Lebzeiten Richards als rechtmäßigster Erbe desselben vom Parlamente zum Thronfolger ernannt war, auf den

Thron gesetzt. Man kann leicht denken, daß die ehrgeizigen und habsüchtigen Wünsche einer ungezügelten Aristokratenpartei für solche Dienstleistung schwer zu befriedigen waren, und des Königs Streben, sich der Abhängigkeit derselben nach Möglichkeit zu entziehen, die Freunde bald genug in Feinde verwandeln und Insurrectionen über Insurrectionen herbeiführen mußte. Heinrich hatte die ganze Zeit seiner Regierung hindurch gegen die Versuche, ihn wieder vom Throne zu stoßen, ja selbst gegen solche, welche wider sein Leben gerichtet waren, zu kämpfen. Hätten seine Widersacher gemeinschaftlicher gehandelt, so wäre es ihnen, da sie mächtig genug dazu waren, mit ihren Unternehmungen gegen den König, trotz seinem guten Glücke, am Ende doch wohl noch gelungen.

Die erste Verschwörung (1400) wurde durch einen Zufall entdeckt, von einem der Mitverschwornen, dem Grafen von Rutland, Sohn des Herzogs von York, verrathen, und getilgt, ehe sie recht zum Ausbruche kam. Die Häupter derselben wurden mit dem Tode bestraft. Eine zweite in Folge dieses ersten Versuchs Statt habende Empörung brach kurz nachher in Wales aus, wovon Heinrich schon während eines Feldzuges in Schottland gegen Robert III., der ihm die Huldigung verweigerte, Kunde erhielt, und deßhalb zunächst erst auf sechs Wochen und dann auf längere Zeit Waffenstillstand mit den Schotten machte. Der Feldzug gegen Wallis scheiterte an der einfallenden schlechten, die Engländer zum Rückzuge nöthigenden Witterung, und der Aufstand der Walliser unter Owen Glendower, einem Abkömmlinge der alten Fürsten dieses Landes, hatte im Allgemeinen keine weitern hauptsächlichen Folgen, als daß der Graf Mortimer de la Marche in einem Treffen

gegen die Aufrührer seine Freiheit verlor. Er war mit seinen Lehnsleuten gegen sie ausgezogen, in der Meinung, dem Könige dadurch einen Dienst zu erzeigen; nichts desto weniger freute sich dieser über des Grafen Unglück, in welchem er noch immer einen gefährlichen Nebenbuhler erblickte, und widersetzte sich offen den Schritten des Grafen von Northumberland zur Loskaufung des ihm so nahe verwandten Sir Edmund Mortimer.

Eben dieser Graf von Northumberland war es hauptsächlich, der Heinrich auf den Thron gehoben hatte. Das Bewußtseyn, ihm Verpflichtungen zu haben, drückte den König, der gern das Andenken an seine ungerechte Erhebung aus Aller Gedächtniß verwischt hätte. Des Grafen Reichthümer und Macht fürchtete er; so mußten Spannungen entstehen, die bald genug zum Ausbruche gefährlicher Feindseligkeiten zwischen ihnen führten. Auf diese Weise hatte Heinrich in den wenigen Jahren, seit welchen er auf dem englischen Throne saß, schon eine dritte Insurrection zu bekämpfen. Sein gutes Glück verließ ihn indeß nicht, und ihm und seiner persönlichen Tapferkeit in der Schlacht von Shrewsbury (den 21. Juli 1403) verdankte er den Sieg über einen seiner gefährlichsten Widersacher. Der Graf von Northumberland mußte in Folge der verlornen Schlacht das Land meiden, und wurde bei einer Landung, welche er nach einigen Jahren (1407) versuchte, um einen neuen Aufstand zu erregen, beim ersten Ueberfalle erschlagen.

Heinrichs auswärtige Kriegsunternehmungen waren überall nicht von besonderer Bedeutung. In Schottland lief das Ganze auf gegenseitige Verheerung hinaus und gegen Frankreich konnte er wegen der Unruhen

im eigenen Lande so wenig etwas unternehmen, als Karl VI. von Heinrichs Verlegenheiten Nutzen zu ziehen vermochte, da die innern Unruhen in seinem Reiche nicht minder groß waren, als in England selbst. Erst in den letzten Jahren seiner Regierung konnte Heinrich daran denken, die Ansprüche seiner Vorgänger an die französische Krone wieder geltend zu machen. Was er jedoch nicht auszuführen vermochte, blieb seinem Sohne aufbewahrt. Er starb, nachdem es ihm gelungen war, sich in England nach Möglichkeit Ruhe zu verschaffen, am 20. März 1413, während er sich mit den Zubereitungen zu einem Kreuzzuge nach Palästina beschäftigte, um Jerusalem wieder zu erobern. Seine Regierung hat nichts Großes aufzuweisen; aber wichtig war sie doch für England, weil während der Kämpfe der Krone mit den Großen des Landes das Haus der Gemeinen immer mehr an Macht und Ansehen gewann und so der Bau der englischen Freiheit immer fester begründet ward. Es war schon ein bedeutender Schritt vorwärts gethan, daß das Haus der Gemeinen dem Könige einen eigenen Schatzmeister zu setzen wagen durfte, der über die zweckmäßige Verwendung der von der Nation bewilligten Gelder wachen sollte, wenn gleich Heinrich sich diese und andere Beschränkungen nicht länger gefallen ließ, als die Noth es erheischte. Ein Beispiel blieb es immer, das für künftige Zeiten und Fälle als Beweis der in dieser Hinsicht ausgeübten Volksgewalt dienen konnte.

Die Barbarei, welche der englischen Nation in diesem Zeitalter aus dem Grunde, daß der oberste Lehnshof während Heinrichs IV. Regierung Verstümmelung der Gliedmaßen eines Menschen, als Abschneiden der Zunge und Ausstechen der Augen, für Felonie erklärte,

vorgeworfen wird, trifft auch andere europäische Völker jener Zeit. Krieg stumpft das menschliche Gefühl ab und erzeugt Grausamkeiten aller Art — und Krieg war es, in dem sich die damalige Welt im Großen wie im Kleinen, zwischen Völkern und einzelnen Privatpersonen fast ausschließlich bewegte, da das elende Formenwesen, mit welchem die edle Christus-Religion betrieben wurde, keineswegs dazu geeignet war, auf Geist und Herz der Menschen zu wirken, und Reformatoren, wie Wicklef, mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, den Lehren der Vernunft Eingang zu verschaffen, da sie überall mit dem Interesse herrsch- und habsüchtiger christlicher Bonzen zusammen stießen.

England war um diese Zeit nur ein kriegerischer Staat, an Handel war wenig oder gar nicht zu denken. Besonders waren fremde Kaufleute, aus thörichter Eifersucht, durch Beschränkungen aller Art hart bedrückt, und man dachte wenig daran, diese Quelle des allgemeinen National-Wohlstandes so zu benutzen, wie man es in spätern Zeiten gar wohl verstanden hat.

Regierung Heinrichs V.

Nachdem Heinrich IV. die gegen ihn erregten Empörungen glücklich bekämpft und die Ruhe im Lande wieder hergestellt hatte, mußte es für seinen Sohn und Nachfolger bei einiger Klugheit ein Leichtes seyn, sich auf dem Throne, den ihm der Vater errungen hatte, zu behaupten. Er durfte nur dem Geiste der Zeit huldigen und den unruhigen Baronen Beschäftigung, wie sie sie liebten, und Gelegenheit geben, ihre Neigung zum Kriege und ihre Ruhmsucht zu befriedigen, um vor Empörungen vor ihnen sicher zu seyn.

Heinrich V. (reg. von 1413 bis 1422) kannte

das Mittel genau, das ihm Ansehn und Liebe bei seinen Vasallen und beim Volke selbst erwerben mußte. Es war die Erneuerung des Krieges mit Frankreich, der für die englische Nation in jener Zeit fast zum Bedürfniß geworden war. Hier war Ruhm und Ehre, hier war Beute zu erwerben. Ein durch Kriegsglück und Kriegsruhm verwöhntes Volk liebt die Ruhe und den Frieden nicht. Wie in unsern Tagen Frankreich nur nach Krieg dürstet, so damals England. Alle innere Unruhen schwiegen, sobald ein auswärtiger Krieg, namentlich gegen Frankreich, im Gange war. Noch zu frisch waren die Heldenthaten ihrer Väter in den berühmten Schlachten bei Crecy und Poitiers im Andenken der Engländer, um nicht vor Begierde zu brennen, gleiche Lorbeeren zu erringen, eine Hoffnung, die keinesweges zu sanguinisch war, da Frankreichs Zustand dieselbe vollkommen rechtfertigte. Unter der Regierung des schon seit 1392 vom Wahnsinn befallenen Königs Karls VI. war dieser dergestalt zerrüttet, daß es dem Könige von England gar nicht schwer fallen konnte, seine erneuten Ansprüche an die Krone von Frankreich mit dem glücklichsten Erfolge durchzusetzen.

Heinrich V. besaß alle die Eigenschaften, welche jede Nation an ihrem Regenten schätzt und liebt; er war tapfer und staatsklug, und solche Fürsten haben sich des Beistandes ihrer Völker immer zu erfreuen gehabt. Schon früh, nach kaum vollendetem Kindesalter, zeigte sich eine vorherrschende Neigung zum Kriege bei ihm, und sein in einigen siegreichen Treffen gegen die Walliser erworbener Ruhm hatte sogar des Vaters Eifersucht dergestalt erregt, daß er ihn aus Furcht für seine Krone vom Hofe entfernte. Leicht hätte dieser Schritt den Prinzen ins Verderben führen können, weil

er sich von diesem Augenblicke an schlechten Gesellschaftern in die Arme warf, und Ausschweifungen beging, die besonders eines Fürsten unwürdig sind. Aber seine Geisteskraft und Charakterstärke führte ihn bald wieder auf den rechten Weg. Kaum zur Regierung gelangt, entfernte er alle die Genossen seiner bisherigen Ausschweifungen, nachdem er sie reichlich genug beschenkt hatte, mit der ernsten Weisung, ihn und den Hof fortan zu meiden.

Die Hoffnungen, zu welchen solche Handlungen berechtigen, täuschte Heinrich nicht. Er begann seine Regierung mit Abstellung mancher nachtheiliger Mißbräuche und zeigte durch Erlassung mehrerer Verordnungen, daß ihm das Wohl seiner Unterthanen wahrhaft am Herzen liege. Ein Fleck allein verdunkelt die Regententugenden, welche er hier schon so früh zeigte. Es war seine devote Hingebung an die Geistlichkeit und die Verfolgung der Wicklefiten, was ihm jedoch bei jener den Namen eines besonders gottesfürchtigen Monarchen erwarb.

Ehe Heinrich seinen Angriff auf Frankreich unternahm, suchte er die verschiedenen Parteien unter den Großen seines eigenen Landes mit einander zu vereinigen, was ihm um so mehr gelingen mußte, als er es sich besonders angelegen seyn ließ, viele der von seinem Vater aus Noth begangenen Ungerechtigkeiten so bald und so viel als möglich zu vergüten.

Die Verwirrung in Frankreich war um diese Zeit über alle Beschreibung groß. Des Königs fortwährende Geisteszerrüttung machte ihn für die Geschäfte der Regierung gänzlich unfähig; eine Regentschaft war daher unumgänglich nothwendig. Aber der Prätendenten, die nach Erlangung derselben strebten, da sämmtliche Prin-

zen vom Geblüte und selbst die Königin regieren wollten, waren so viele, daß die Verwirrung dadurch auf den höchsten Grad steigen mußte. An der Spitze der beiden Hauptparteien, zwischen denen sich um diese Zeit das Volk theilte, stand der Herzog Ludwig von Orleans, des Königs Bruder, und der Herzog von Burgund, Johann der Unerschrockene, sein Vetter. Der gegenseitige Haß der beiden einander so nahe verwandten Häuser Orleans und Burgund, der bei dem gegenseitigen Streben, die Zügel der Regierung an sich zu reißen, und den daraus entspringenden Feindseligkeiten gegen einander immer mehr wuchs, brachten nicht blos an und für sich selbst, sondern mehr noch dadurch, daß sie Heinrichs Unternehmungen gegen Frankreich ungemein unterstützten, des Elends unendlich viel über dieses Land.

Heinrich, der genau von dem unterrichtet war, was in Frankreich vorging, sah nicht sobald seine Angelegenheiten im eigenen Lande in Ordnung gebracht, als er auch schon Anstalten traf, den französischen Krieg zu erneuern. Seine eroberungssüchtigen Pläne suchte er jedoch dadurch zu verbergen, daß er sich erbot, den 28jährigen Waffenstillstand in einen ewigen Frieden zu verwandeln, und zu dem Ende eine Gesandtschaft an den französischen Hof schickte, um über die Bedingungen desselben zu unterhandeln. Diese waren indeß von einer Art, daß man bald genug erkannte, wie wenig dem Könige von England an der Erhaltung des Friedens lag. Heinrich ließ die Hand der Prinzessin Katharina, des Königs von Frankreich Tochter, mit einem Brautschatze von zwei Millionen Kronen, als rückständige Lösungssumme für Johann den Guten eine Million sechshunderttausend Kronen, den unmittelbaren Besitz

der Normandie mit aller Souverainität, und endlich die Rückgabe aller vormals England gehörigen französischen, vom Könige Philipp II. mit Gewalt der Waffen an sich gerissenen Provinzen, nebst der Oberherrschaft über Bretagne und Flandern fordern.

Am französischen Hofe herrschte eben jetzt die Partei des Herzogs von Orleans. Ihres Triumphs über den Herzog von Burgund ungeachtet war dessen Macht der ihrigen, wo nicht überlegen, doch mindestens noch gleich, und von einer nur zu wahrscheinlichen Verbindung desselben mit England Alles zu fürchten. Wie sehr man sich dieser bedenklichen Lage bewußt war, und nicht blos den unglücklichen Zustand des Landes, sondern auch Heinrich V. kannte, zeigen die ansehnlichen Gegenbedingungen, obgleich auch sie noch demüthigend genug waren, zu denen man sich mit vieler Bereitwilligkeit verstand. Ihre Nichtannahme von Seiten Heinrichs war das Signal zum Kriege, dessen nahem Ausbruche man nun mit unumstößlicher Gewißheit entgegen sehen konnte.

Des jungen Königs Eifer in Betreibung der Kriegsrüstungen zeigte deutlich, wie heiß sein Thatendurst war und wie sehr er vor Begierde brannte, denselben zu befriedigen. Während er indeß, beschäftigt mit den Anstalten zur Einschiffung des von seinen Baronen ihm zugeführten Heeres, von nichts als Siegesruhm träumte und schon die Lorbeerkränze um seine Schläfe sich winden sah, ward ganz unerwartet eine Verschwörung wider sein Leben entdeckt, welche gleichsam im Schooße seiner eigenen Familie, oder doch unter seinen nächsten Umgebungen angesponnen war. Ein Prinz von Geblüte, ein Sohn des Herzogs von York, den er kürzlich zum Grafen von Cambridge ernannt hatte, stand

an der Spitze. Ein schneller Prozeß und seine und seiner Mitgenossen Hinrichtung erstickte den Versuch in seiner Entstehung, ohne den König in Ausführung seiner Eroberungspläne aufgehalten zu haben.

Bei dem ersten günstigen Winde fuhr Heinrich mit einer aus 1500 Segeln bestehenden Flotte ab und landete schon am dritten Tage, nach einer glücklichen Fahrt an der Küste der Normandie. Nach kurzer Belagerung mußte sich das zuerst berannte feste Harfleur ergeben, da der von der Besatzung derselben gehoffte Entsatz ausblieb. So glücklich dieser Anfang war, so bedenklich wurde bald darauf die Lage des englischen Heeres. Eine unter demselben ausbrechende allgemein um sich greifende Ruhr raffte viele der besten Krieger weg, und zwang den König, nachdem er durch diese verheerende Krankheit mehr als die Hälfte seiner Armee eingebüßt hatte, zum Rückzuge. Er versuchte Calais zu erreichen, ward aber durch die fliegenden Haufen der ihn verfolgenden Feinde unaufhörlich beunruhigt. Endlich, in der Nähe von Agincourt angekommen, sah er sich gezwungen, eine Schlacht zu wagen, die ihm der größten Wahrscheinlichkeit nach nur den gewissesten Untergang bringen mußte, aber dennoch höchst glorreich für ihn ausfiel. Das französische Heer, unter Anführung des Connetables, Grafen d'Albret, war mehr als viermal so stark, als das seinige. Heinrich befand sich ganz in der nämlichen Lage, wie einst Eduard III. und der schwarze Prinz bei Crecy und Poitiers. Ueberwiegende Klugheit und Tapferkeit mußten die Zahl der Streiter ersetzen. Wie dort, so wurde auch hier ein enger Raum, auf dem die französischen Streitkräfte sich nicht entwickeln konnten, zum Kampfplatze von den Engländern gewählt. Dieselbe stolze Sicherheit von Seiten des

französischen Heerführers, der in seinem Wahne eines unfehlbaren Sieges der Kampfeslust die Vorsicht opferte. Kein Fabius Cunctator — verschmähte es auch diesmal der französische Feldherr, durch ruhige Besonnenheit die Engländer in dem Garne zu fangen, in welches sie unvorsichtiger Weise selbst hinein gegangen waren. Statt mit dem Schwerte, sie durch Hunger zu bekämpfen, was ihm durch Einschließung derselben ein Leichtes war, zog er eine Schlacht vor. — So lehrt uns die Geschichte, daß Erfahrung nicht immer klug macht; sonst hätten Crecy und Poitiers den französischen Machthabern als warnendes Beispiel vor Augen stehen müssen.

Die Schlacht bei Agincourt (am 25. Oct. 1415) rettete Heinrich aus einer höchst gefährlichen Lage, war aber für Frankreich durch die Anzahl der theils erschlagenen theils gefangenen französischen Prinzen und Edelleute eine der verderblichsten, die je auf seinem Boden gefochten waren. Der Connetable selbst, zwei Brüder des Herzogs von Burgund und mehrere andere Prinzen, nicht weniger als sieben an der Zahl, verloren ihr Leben auf dem Schlachtfelde, während mehrere Andere vom höchsten Range, und unter ihnen besonders die Herzöge von Orleans und Bourbon, in die Gefangenschaft der Engländer geriethen. Auch ein Erzbischof von Sens blieb in der Schlacht, und die Zahl der Gebliebenen rechnete man auf zehntausend, von denen allein achttausend Edelleute gewesen seyn sollen, was man sich um so leichter erklären kann, da die Kavallerie auf dem engen Raume des Schlachtfeldes sich nicht entwickeln konnte und daher am meisten litt.

Es wäre in der That zu bewundern, wenn die Glaubwürdigkeit der englischen Geschichtschreiber in dieser Hinsicht nicht in Zweifel gezogen werden müßte,

daß das Heer der Engländer in dieser Schlacht nicht mehr als vierzig Mann verloren haben sollte, während die Franzosen an zehntausend Todte und vierzehntausend Gefangene einbüßten! —

So glänzend der Sieg bei Agincourt übrigens auch gewesen seyn mag, sein Erfolg war geringer, als er unter andern Umständen hätte seyn können. Heinrich war zu schwach, um die errungenen Vortheile mit Nachdruck verfolgen zu können. Er setzte seinen Rückzug nach Calais fort und schiffte sich, sobald als thunlich, mit seinen Gefangenen nach England ein. Ein zweijähriger Waffenstillstand, den er den Franzosen nach einem solchen Siege ohne Weigerung bewilligte, zeigt deutlich genug an, wie wenig er auf die eigene Kraft vertraute. Mangel an Geld hat schon manches Unternehmen im glücklichen Fortgange aufgehalten, und war auch um diese Zeit sehr oft bald ein glückliches, bald ein unglückliches Hinderniß, die hochfliegenden Pläne der europäischen Fürsten zu hemmen.

Der Zustand Frankreichs nach der Schlacht bei Agincourt war schrecklicher als je. Die kurze Unterbrechung der Feindseligkeiten mit England war dem unglücklichen Lande auch nur von wenigem Vortheil. Alle Furien des Bürgerkriegs schien der böse Genius dieser Zeit herauf beschworen zu haben; denn die Wuth der verschiedenen Parteien gegen einander stieg täglich höher. An die Stelle des Grafen d'Albret war der Graf von Armagnac zum Connetable von Frankreich und zum Gouverneur von Paris ernannt. Zwei Dauphins, Ludwig und Johann, starben kurz hinter einander (1417), die Herzöge von Orleans und Bourbon lebten in englischer Gefangenschaft und der neue kaum sechzehnjährige Dauphin Karl war, wie Armagnac, selbst

ein eifriger Gegner des Hauses Burgund. So mußte der erste Versuch des Herzogs, sich der Stadt Paris und der Person des Königs zu bemächtigen, scheitern. Erst als die Königin Isabelle, vom Grafen von Armagnac ihrer Schätze beraubt, und unter der Beschuldigung eines ausschweifenden Lebenswandels nach Tours in gefängliche Haft gebracht, sich mit dem Herzoge von Burgund gegen den eigenen Sohn verband, gelang es demselben, nachdem er (1417) Frankreich einen förmlichen Krieg erklärt hatte, Paris zu besetzen und den Dauphin zu zwingen, sein Heil in der Flucht zu suchen.

Unter solchen Umständen konnte es den Engländern nicht fehlen, wenn sie eine zweite Invasion in Frankreich versuchten, wie dies denn auch wirklich der Fall war, indem Heinrich (den 1. Aug. 1418) an der Spitze einer Armee von fünf und zwanzigtausend Mann in der Normandie landete, ohne irgend einigen Widerstand von Beträchtlichkeit zu finden.

Ein am 11. Juli 1419 zwischen den beiden streitenden Parteien in Frankreich Statt findender Vergleich hatte keinen Erfolg; desto schlimmer lief eine zweite Zusammenkunft des Dauphins mit dem Herzoge von Burgund ab. Letzterer ward durch die Leute des Erstern hierbei ermordet. Nicht allein die Königin, sondern auch ganz Paris schlug sich nun auf die Seite Philipps des Guten von Burgund, der seinem ermordeten Vater in der Regierung folgte. So kam der Tractat von Troyes mit England (am 21. Mai 1420) zu Stande, nach welchem der Dauphin seiner Krone beraubt und diese Heinrich V. unter der Bedingung, sich mit der Prinzessin Katharina, der Tochter des wahnwitzigen Königs Karls VI. von Frankreich zu vermählen, zugesprochen wurde. So lange dieser lebte, sollte

Heinrich nur den Titel eines Erben von Frankreich und die Mitregierung führen; nächstdem aber sollten die beiden Kronen von England und Frankreich für immer vereint bleiben. Solche, blos auf Gewalt der Waffen und der für den Augenblick herrschenden Macht begründete Verträge haben selten für lange Zeit Bestand. Nähere Ansprüche hatten offenbar die Prinzen vom Geblüte aus den Häusern Orleans, Bourbon, Anjou, Alençon und Burgund; aber das Uebergewicht blieb zunächst auf Seiten des Königs von England, da die Partei des Dauphins zu schwach war, ihm die Spitze zu bieten. Wenige Tage nach seiner Vermählung mit der Prinzessin Katharina führte Heinrich seinen Schwiegervater nach Paris zurück und setzte sich selbst in den Besitz dieser Stadt. Sein Glück, über Frankreich triumphirt und seinem Sohne das Erbrecht über dieses Land erworben zu haben, genoß er nicht lange. Der Tod forderte ihn zu früh ab, um die von seinem Ehrgeize ausgesponnenen Pläne vollführen zu können. Er starb, noch nicht vier und dreißig Jahre alt (den 31. August 1422), zu Vincennes, nachdem er die Regentschaft von Frankreich seinem ältern Bruder, dem Herzoge von Bedford, die von England dem Herzoge von Gloucester, einem jüngern Bruder, die Sorge für die Person seines erst neun Monate alten Sohnes und künftigen Thronerben aber dem Grafen von Warwic übergeben und Allen besonders empfohlen hatte, die Freundschaft mit dem Herzoge von Burgund zu erhalten, die gefangenen französischen Prinzen nicht eher frei zu geben, bis sein Sohn im Stande sey, die Zügel der Regierung selbst zu führen, und endlich, wenn es ihnen nicht gelingen solle, den jungen Heinrich auf den französischen Thron zu setzen, den Krieg mit Frankreich so lange fort-

zusetzen, bis wenigstens die Normandie und Alles, was dazu gehöre, mit England vereint sey.

Kurz nach ihm starb auch Karl VI., und Heinrich hätte nun, wenn ihm ein längeres Leben verliehen gewesen wäre, die Früchte seiner Anstrengungen genießen können.

Ueber Heinrichs V. Regententugenden sind alle Geschichtschreiber seiner Zeit einverstanden. Er war klug und tapfer, liebenswürdig im Umgange und schön von Gestalt, griff nicht in die Rechte der englischen Nation und brachte sie durch sein Waffenglück zu hohem Ruhme; — das war genug, ihm die Liebe seiner Unterthanen in einem Grade zu erwerben, wie sie wenig Könige Englands genossen haben.

Heinrichs VI. und Eduards IV. Regierung.

So glorreich die Regierung Heinrichs V. gewesen war, so schlecht und dennoch merkwürdig war die seiner Nachfolger. Hier sehen wir wieder die Nation gegen sich selbst wüthen, zwei Parteien, gleich mächtig, im blutigen Kampfe einander gegenüber stehen und die Schrecken und Gräuel eines dreißigjährigen Krieges über England sich ergießen! — Wir sehen einen Sieg des Aberglaubens über die gesunde Vernunft, der, so wie er sich hier darstellt, einzig und beispiellos in der Geschichte ist. Ein Landmädchen, unter dem Namen der Jungfrau von Orleans bekannt, muß alle die glänzenden durch vieljährige Anstrengungen in Frankreich gemachten Eroberungen der Engländer zu Schanden machen und den rechtmäßigen König des Landes (Karl VII.) auf den beinahe schon aufgegebenen Thron setzen! Eine solche Zeit darf doch in der That merkwürdig und ereignißvoll genannt werden.

Die Staats- und Kriegsangelegenheiten Englands mit Frankreich, während der Minderjährigkeit Heinrichs VI., konnten keinen bessern Händen überlassen seyn, als denen des Herzogs von Bedford. Durch die Klugheit und Thätigkeit dieses höchst ausgezeichneten Fürsten, der ein eben so geschickter Feldherr, als trefflicher Regent war, sahen sich die Engländer binnen kurzer Zeit im Besitz des größten Theils von Frankreich, und würden die gänzliche Eroberung dieses Landes ohne Zweifel vollendet haben, wenn es die Vorsehung nicht anders beschlossen gehabt hätte. Zwei Weiber mußten in ihrer Hand die schwachen Werkzeuge zur Rettung Frankreichs werden.

Karl VII. war nach dem Tode seines Vaters zu Poitiers, Heinrich VI., obgleich noch ein Kind von kaum einem Jahre, zu Paris zum Könige von Frankreich ausgerufen. Ersterer, zwar auch erst 20 Jahre alt, würde bei der Liebe, welche er bei seinen Unterthanen seiner Leutseligkeit und seines einnehmenden Wesens wegen genoß, und bei seinem hellen und gesunden, wenn auch nicht besonders glänzenden Verstande, leicht die Ueberhand bekommen haben, wenn er an dem Herzoge von Bedford nicht einen so überlegenen Gegner gehabt hätte. So mußte er diesem tapfern und erfahrnen Helden um so mehr überall weichen, als derselbe mit dem mächtigen Herzoge von Burgund das engste Freundschafts-Bündniß geschlossen hatte. Schon die Schlacht bei Crevant an der Yonne, obgleich von schottischen Hülfsvölkern unterstützt, fiel unglücklich für Karl aus; mehr aber noch die nicht lange darauf (am 27. Aug. 1423) erfolgende Schlacht bei Verneuil. Karls Heer war durch 5000 Mann Schottländer, und ein bedeutendes Hülfscorps, welches der Herzog von Mailand

ihm zusandte, beträchtlich genug verstärkt worden, um eine Schlacht wagen zu dürfen. Aber weder sein eigner Muth, noch die Tapferkeit seines Heeres vermochte den Engländern den Sieg zu entreißen, und Karl sah sich in Folge der gänzlichen Niederlage, welche er hier erlitt, aufs äußerste gebracht. Nur ein Wunder schien ihn retten und die Krone Frankreichs ihm erhalten zu können, und in der That war es nicht viel weniger als ein Wunder, dem er seine Rettung verdankte.

Aber es mußten die durch die Gräfin Jacqueline von Hennegau veranlaßten Händel, welche den Engländern ihren mächtigsten Beistand, den Herzog von Burgund, entzogen, hier erst noch zu Hülfe kommen. Jacqueline von Bayern, die reiche Erbin von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland, welche erst mit dem Dauphin Johann von Frankreich und nach dessen Tode mit ihrem leiblichen Vetter, dem kaum sechzehnjährigen Herzoge Johann von Brabant, ganz ihrer Neigung zuwider, verheirathet war, verließ diesen und begab sich nach England, wo der Herzog von Gloucester, entweder ihrer Persönlichkeit, oder, was glaublicher ist, ihrer reichen Besitzungen wegen, Liebe zu ihr faßte und sich aller Vernunft zuwider mit ihr vermählte. Ein Bruch mit dem Herzoge von Burgund, dem nächsten Vetter und Erben des Herzogs von Brabant, war unvermeidlich, und erfolgte auch sofort, so wie Gloucester die englischen Truppen, welche Bedford zur Verfolgung seiner über die Franzosen erkämpften Vortheile unumgänglich nöthig hatte, nach Brabant schickte, um die Rechte seiner Gemahlin hier geltend zu machen. Die Zurückziehung der burgundischen Truppen von dem Heere des Herzogs von Bedford hielt diesen nicht ab, den Krieg gegen Karl mit Energie fortzusetzen,

der indeß jedoch auch Zeit gewann, sich wieder zu sammlen. Eine Reise nach England, die er kurz nach der Schlacht von Verneuil zur Beseitigung dieser Zwistigkeiten und zur Abhelfung seines Mangels an Geld und Truppen machte, schaffte ihm die Mittel dazu.

Die Belagerung von Orleans (im Jahre 1428) sollte endlich entscheiden, ob Frankreich seine Selbstständigkeit behaupten oder England angehören solle, und würde ohne Zweifel zu Karls Nachtheil entschieden haben, wenn nicht die eben so außerordentliche, als in ihren Wirkungen fast wunderbare Erscheinung der Johanna d'Arc, der sogenannten Jungfrau von Orleans, alle Hoffnungen des stolzen Siegers vernichtet hätte.

Johanna d'Arc, aus Dom Remy, einem kleinen Dorf an der Grenze von Lothringen, gebürtig, glaubte sich von Gott berufen, die Ehre ihres Vaterlandes zu retten und den beinahe schon ganz verlassenen König auf den ihm nach göttlichen und menschlichen Rechten gehörenden Thron seiner Väter zu setzen, und — wer hätte es glauben sollen — erfüllte ihren Beruf pünktlich, wie sie es verheißen hatte. Sie befreite Orleans von der Belagerung, welche diese Stadt, mit welcher Karls letzte Stütze verloren gegangen wäre, schon über vier Monate ausgehalten hatte, und führte den König zur Krönung nach Rheims.

So mußte ein einfaches Landmädchen von niederem Stande, ganz in der Stille eines ländlichen Lebens aufgewachsen, eine ganze tapfere Nation beschämen, die nicht vermocht hatte, dem Heere eines fremden Eroberers zu widerstehen. Ihre Begeisterung mußte sich den Verzagten, die ihre Sache schon mit der größten Muthlosigkeit aufgegeben hatten, mittheilen, ihr persönlicher Muth, mit dem sie sich an die Spitze ihrer Landsleute

setzte, mußte diese erst zu gleichem Muthe anfachen, und das Vorgeben ihrer göttlichen Sendung bei ihnen so wie der panische Schrecken der Feinde ein Werk vollenden, das in der That einem Wunder ähnlich sah. Der schmähliche Untergang des heldenmüthigen Mädchens, das, der Zauberei und eines Bündnisses mit höllischen Mächten beschuldigt, den Scheiterhaufen besteigen mußte, gereicht eben so sehr ihren Freunden als ihren Feinden zu unauslöschlicher Schande; denn es ist mehr als zu wahrscheinlich, daß jene sie bei dem Ausfalle aus Compiegne (am 25. März 1430), vermuthlich aus Eifersucht auf ihren Ruhm, geflissentlich im Stiche und so in die Hände dieser fallen ließen. Wenigstens that der König, der ihr Alles verdankte, nichts, sie zu retten, obgleich ein ganzes Jahr über dem Verhör der Unglücklichen hinging, ehe sie (den 14. Juni 1431) auf dem Marktplatze zu Rouen dem Flammentode übergeben wurde. Gleich niederträchtig und schändlich war der Verrath auf der einen, wie die Führung des Prozesses und ihre Behandlung während desselben auf der andern Seite.

Von der elenden Furcht vor einem Mädchen war England nun zwar befreit, aber Gewinn hatte es nicht von dieser grausamen Hinrichtung. Der Muth der Franzosen stieg bei jeder Niederlage der Engländer, und selbst die Abtrünnigen kehrten voll Enthusiasmus zu ihrem rechtmäßigen Herrn zurück. Der Tod der Herzogin von Bedford, einer Schwester des Herzogs von Burgund, Philipps des Guten, gab den Engländern einen neuen Stoß. Sie hatte zwischen ihrem Gemahl und ihrem Bruder noch immer ein wenigstens scheinbar freundschaftliches Verhältniß unterhalten. Das war jetzt, besonders als der Herzog von Bedford kurz nach dem

Hinscheiden seiner Gemahlin sich unverweilt mit Jacquelinen von Luxemburg wieder vermählte, worin Philipp eine Geringschätzung des Andenkens seiner Schwester erblickte, dahin, und der Abfall des Herzogs von Burgund von den Engländern und seine Aussöhnung mit Karl VII. brachte jenen die größten Nachtheile, diesem den größten Vortheil.

Der Traktat von Arras, welcher am 21. September 1435 zwischen Karl und dem Herzoge abgeschlossen wurde, kostete jenem zwar bedeutende Opfer, da er diesem mehrere Grafschaften, Herrschaften und Städte abtreten mußte, entzog aber auch England seine Hauptstütze in Frankreich.

Schlimmer noch verwirrten sich die englischen Angelegenheiten durch den, bald nach diesem Vergleiche und die kurz darauf ausgebrochenen durch ihn veranlaßten Feindseligkeiten mit dem Herzoge von Burgund, (am 14. September 1435) erfolgenden Tod des Herzogs von Bedford, der schwer zu ersetzen war, und mit dem die englische Regentschaft über Frankreich ein Ende nahm. Eine Stadt und eine Provinz nach der andern ging für die Engländer verloren, da die bei den vielen niederschlagenden Nachrichten aus Frankreich und der anerkannten Schwäche König Heinrichs VII. ausbrechenden Unruhen in England alle Kräfte derselben lähmten.

Es waren insbesondere die heftigen Faktionen zwischen dem Herzoge von Gloucester und dem Kardinal Heinrich Beaufort, Bischof von Winchester, welche die Engländer verhinderten, die Maßregeln so kräftig zu nehmen, wie es zur Fortsetzung des Krieges in Frankreich durchaus nothwendig war. Letzterer, ein kluger Kopf, und ein durch seine Ehrsucht, Ränke und Verschlagenheit höchst gefährlicher Mann, war des Königs

Großoheim und hatte ihn erzogen. Lange hatte er den Erstern, der offen und arglos war, um die Reichsverweserschaft beneidet; — daher die Feindschaft und der Streit zwischen ihnen. — Beinahe ein Jahr verlief unter diesen Umständen, ehe Bedfords Stelle durch den Herzog von York, einem Sohne des von Eduard IV. beim Beginn seiner Regierung hingerichteten Grafen von Cambridge, ersetzt ward. Obgleich er die Normandie wieder eroberte und seine und des tapfern Lords Talbot fliegende Waffenthaten beiden zum Ruhme gereichten, so blieben doch die Wirkungen derselben ohne bleibenden Erfolg, woran indeß hauptsächlich die schwache Regierung Heinrichs VI. und der Zwiespalt der Parteien in England Schuld waren. Sonst dürfte es ein Leichtes gewesen seyn, die verlornen Vortheile in Frankreich wieder zu erringen, da auch Karl VII. nichts weniger als ein kraftvoller Monarch war, und er sich nur zu gern einer weichlichen Sorglosigkeit überließ, aus welcher ihn blos die außerordentlichsten Aufregungen empor zu raffen vermochten.

Nach manchen vergeblichen Unterhandlungen über einen abzuschließenden Frieden begnügte man sich endlich auf beiden Seiten mit einem vorläufig auf 22 Monate festgesetzten Waffenstillstande, der am 28. Mai 1443 zu Tours, wo Karl damals residirte, abgeschlossen und nach Ablauf dieser Zeit mehrere Male erneuert wurde.

Die fortdauernden Streitigkeiten der verschiedenen Parteien in England verschlimmerten die Angelegenheiten Heinrichs VI. in Frankreich immer mehr, und boten Karl VII., nachdem der Waffenstillstand über fünf Jahre gedauert hatte, die Hand zur Erneuerung (1449) und glücklichen Vollendung eines Krieges, der

ihn in eine Lage gebracht hatte, wo man ihn den Verlust der Krone und seines Reichs beinahe mit Gewißheit hätte voraussagen können, jetzt (im Jahre 1450) aber damit endigte, daß er alle die schönen Provinzen, welche die Könige von England seit Eduard III., theils durch Erbrecht, theils durch Eroberungen an sich gebracht hatten, bis auf einige geringe Ueberreste und das einzige Calais, zurück eroberte.

Ueber ein Jahrhundert hatte dieser blutigste aller Kriege gedauert, Frankreich war von einem bis zum andern Ende verheert, und England hatte wenig oder gar keinen Gewinn davon, außer etwa, daß das Haus der Gemeinen seinen Einfluß in die Regierungsgeschäfte noch um etwas vermehrte.

Heinrich VI. war beim ersten Abschlusse des Waffenstillstandes von Tours eben in sein drei und zwanzigstes Jahr getreten, ohne jedoch an Verstandeskräften zugenommen zu haben. Noch war er unvermählt. — Ihn zu verheirathen schien beiden Parteien, der des Herzogs von Gloucester und der des Bischofs von Winchester, welche um die Herrschaft über den König und durch ihn über das Land schon lange mit einander stritten, nothwendig; aber die eine wie die andere suchte durch den Einfluß auf die Wahl des Gegenstandes das Uebergewicht zu erlangen. Der Bischof von Winchester siegte über seinen Gegner, indem er in möglichster Eile eine Heirath des Königs mit Margaretha von Anjou, einer Tochter des Titularkönigs beider Sicilien und Jerusalems, Regnire, durch die geschickten Unterhandlungen des ihm ergebenen Grafen von Suffolk zu Stande brachte.

Durch den Beitritt der Königin, einer durch ihren Verstand und Muth vor allen Uebrigen ausgezeichneten

Prinzessin, zu seiner Partei, gelang es ihm nun leicht, den Herzog zu stürzen. Nicht genug, daß er ihm der Macht, welche er als Reichsverweser besaß, beraubte, ging seine Rache so weit, ihm auch das Leben zu nehmen; er begann damit, die unschuldige Herzogin, seine Gemahlin, der Zauberei und des Umgangs mit Zauberern und Hexen zu beschuldigen, und über sie das Urtheil lebenslänglicher Gefangenschaft, über ihre Genossen das des Todes durch den Strang und das Feuer zu erwirken. Kurz darauf ward auch der Herzog von dem Parlamente, welches immer der siegenden Partei anhing, der Landesverrätherei beschuldigt und gefangen gesetzt, am Morgen des Tages, der ihm zu seiner Vertheidigung und seiner Verantwortung (am 28. Februar 1447) bestimmt war, aber todt im Bette gefunden. — Obgleich keine äußern Spuren von Gewaltthätigkeit an dem öffentlich zur Schau ausgestellten Leichname gefunden wurden, so zweifelte doch Niemand, daß er als ein Schlachtopfer seiner Feinde gefallen und dem Anscheine zuwider dennoch eines unnatürlichen Todes gestorben sey. Das Andenken an die empörende Art der Ermordung Richards II. und Anderer war noch zu neu, um diesen Zweifel nicht zu unterstützen und zu dem Glauben zu berechtigen, man habe sich ähnlicher schändlicher Mittel zu seiner Ermordung bedient. Eine öffentliche Hinrichtung des Herzogs mochte man nicht gewagt haben, weil er zu allgemein beliebt war.

Der Kardinal, Bischof von Winchester, genoß den Triumph seines Sieges nicht lange. Er starb sechs Wochen nach dem Tode seines Neffen. Ihm und dem Herzoge von Suffolk ward der Mord allgemein zugeschrieben. Von der Königin urtheilte das Publikum nicht ohne Grund, daß bei ihrem Geiste und ihrer thä-

tigen Theilnahme an den politischen Bewegungen im Lande die Feinde des Herzogs von Gloucester, ohne ihre Mitwirkung, schwerlich eine solche That gewagt haben würden.

Suffolk, dem seine guten Dienste bei der Vermählung des Königs erst den Titel eines Marquis und dann eines Herzogs eingebracht hatten, beherrschte mit der Königin, deren Günstling er war, den schwachen König gänzlich. Nicht er, sondern sie regierten jetzt in England. Dies, die Ermordung des Herzogs von Gloucester, die seit der Erneuerung des Krieges in Frankreich (im Jahre 1449) daselbst erlittenen Verluste und endlich die beim Heirathsvertrage des Königs stipulirte Abtretung der Provinz Maine an Karl von Anjou, den Oheim der Königin, war mehr als hinreichend, neue Unruhen in England zu erregen.

So lange der kriegerische Geist der Engländer in auswärtigen Kriegen Nahrung fand, so lange ihre Waffen in Frankreich siegreich waren und durch sie ihrem Stolze geschmeichelt wurde, ruhte die Frage über das Kronrecht des jetzt regierenden Hauses; — jetzt ward sie wieder hervor gesucht.

Von allen männlichen Gliedern des Hauses Mortimer lebte noch Einer, der nach englischem Erbfolgerechte offenbar ein Näherrecht an den Thron hatte, als der jetzt regierende König. Dies war der Herzog Richard von York, der sich während seiner Befehlshaberschaft in Frankreich Ruhm und Ehre erworben hatte, und ein eben so tapferer, kluger und vorsichtiger, als von Gemüthsart milder und sanfter Mann war. Er stammte mütterlicher Seits von dem zweiten Sohne Eduards III., dem Herzoge von Clarence ab, während Heinrich VI. seine Abstammung nur von dem dritten

Sohne dieses Monarchen herleiten konnte. Richards Vorzug in der Erbfolge, da in England die weibliche Descendenz von der Regierung nicht ausgeschlossen ist, unterlag also keinem Zweifel; er durfte es deßhalb von dieser Seite her unbedingt wagen, seine Ansprüche geltend zu machen. Was ihn aber mehr als sein Recht hierzu bestimmen mußte, war die Schwäche der Regierung, deren Macht nach dem Tode des Herzogs von Gloucester allein in den Händen des Herzogs von Suffolk ruhte.

Das traurige Beispiel so vieler Vorgänger machte auch diesen Emporkömmling nicht klug. Er bediente sich seiner Macht mit einer Willkühr und Grausamkeit, daß er den Haß der ganzen Nation auf sich lud. Von dem Parlamente so vieler Verbrechen beschuldigt, daß sein Verderben gewiß war, sah sich der König genöthigt, ihn auf fünf Jahre aus dem Königreiche zu verbannen, um ihn auf diese Weise zu retten.

Seine Feinde, nicht mit Unrecht fürchtend, daß er bald genug werde zurück gerufen werden, wußten ihn aber doch zu erreichen. Widerrechtliche Handlungen und Verbrechen scheute in jener Zeit fast Niemand. Suffolk ward bei seiner Ueberfahrt nach Frankreich unweit Dower von einem dazu bestellten Schiffscapitain angehalten, sofort ohne Urtheil und Recht enthauptet und über Bord in See geworfen.

Schon jetzt wäre es an der Zeit gewesen, daß der Herzog von York, der sich in Irland, wohin er zur Stillung eines Aufruhrs gesandt war, durch seine Popularität viele Freunde und Anhänger erworben hatte, aufgetreten wäre; aber der Volkshaß gegen die Regierung mußte erst durch einen neuen Günstling der Königin, den Herzog von Sommerset, der als erster Mi-

nister an Suffolks Stelle trat, noch erhöhet werden, ehe ein allgemeiner Aufruhr entstand.

Sommerset war schon deßhalb verhaßt, weil er durch seine Ränke gegen den Herzog von York einen großen Theil der Unglücksfälle in Frankreich veranlaßt hatte. Jetzt ließ es letzterer auch auf seiner Seite nicht fehlen, heimlich an seinem Sturze zu arbeiten und durch Intriguen aller Art die Unruhen unter dem Volke zu nähren. Der anfänglich glückliche Erfolg eines Volksaufstandes in Kent, unter Anführung eines mehrerer Verbrechen wegen flüchtig gewordenen Irländers, Namens John Wade, der Antheil, den selbst die Stadt London durch freiwilliges Oeffnen der Thore an demselben nahm, und die allgemeine Unzufriedenheit schienen für den Herzog von York endlich das Signal zu seyn, um gleichfalls hervor zu treten. Doch die Excesse der Aufrührer in London selbst brachten die Bürger gegen sie auf und der Aufstand ward wieder gestillt, und er begnügte sich zunächst blos damit, das Haus der Gemeinen dahin zu bringen, eine Petition dem Könige zu überreichen, worin die Entfernung des jetzigen Ministeriums, namentlich des Herzogs von Sommerset, der Herzogin von Suffolk, des Bischofs von Chester, Sir John Sutton Lord Dudley und verschiedener Anderer, auf immer verlangt wurde.

Der König sah sich gezwungen, nachzugeben, doch that er dies nur theilweise, und York erkannte aus Allem, daß er nun nicht länger zögern dürfe, mit den Waffen in der Hand aufzutreten. Seine Partei war groß und mächtig, aber die Lancastersche war es nicht minder; beide standen im Gleichgewichte, der Ausgang des großen und langen Kampfes, der jetzt herannahete, war also ungewiß.

Richards erster Versuch schien wenig Glück für die Zukunft zu versprechen. An der Spitze eines Heeres von zehntausend Mann marschirte er (im Jahre 1452) gegen London, die Entfernung der Minister mit Gewalt zu erzwingen, fand aber ganz gegen seine Erwartung die Thore gesperrt, mußte sich also, verfolgt von einem überlegenen Heere des Königs, nach Kent zurückziehen. Seine Unterredung mit Heinrich in dessen Zelte, welche zu einem Vergleiche führen sollte, zeigte ihm indeß die Gefahr, in welcher er sich befand, wenn er auf seiner Anklage gegen den Herzog von Sommerset beharrte. Nur sein großes Ansehen und die Furcht seiner Gegner, gewaltthätig gegen ihn zu verfahren, rettete ihn vor Verhaftnehmung. Nur unter der Versprechung künftigen Gehorsams durfte er sich auf seinen Landsitz zu Wigmore zurückziehen.

Eine den Blödsinn des Königs noch vermehrende Krankheit gab dem Herzoge von York bald nachher (1454) gewonnen Spiel. Es gelang ihm, durch das Parlament zum Protektor Englands ernannt zu werden und alle Anhänger des Hauses Lancaster aus dem Ministerium zu entfernen, den Herzog von Sommerset selbst aber im Tower fest zu setzen. Er fand indeß an der unternehmenden Königin eine gefährliche Gegnerin. Kaum hatte sich der König wieder einigermaßen erholt, als sie ihn dahin vermochte, den Herzog von York seines Protektoramtes wieder zu entsetzen.

So mußte dieser aufs Neue zu den Waffen greifen, und mit der Schlacht bei Sanct Albans (am 22. Mai 1455) begann der dreißigjährige Bürgerkrieg zwischen der weißen und rothen Rose, oder dem Hause York und Lancaster, in welchem zwölf Hauptschlachten geliefert wurden und nicht weniger als achtzig Prinzen vom

Geblüte und der größte Theil des englischen Adels umkamen. Ersteres führte im Wappen eine weiße, letzteres eine rothe Rose; daher jene Benennung! —

In der Schlacht bei St. Albans trug der Herzog von York den Sieg über die königliche Partei davon. Der unglückliche schwache König, von seiner Gemahlin zum Feldzuge gezwungen und seiner Armee ohne eigene Willenskraft nachgeführt, ward nicht blos verwundet, sondern auch gefangen, von dem Herzoge jedoch als König mit aller Ehrerbietung behandelt.

Noch immer suchte der Herzog von York den Anschein zu behalten, daß er nicht gegen den König, sondern nur gegen dessen Minister streite, und begnügte sich mit dem Titel eines Protektors des Reichs, was ihm jedoch offenbar zum Nachtheil gereichen mußte. Hätte er nach der Schlacht von St. Albans sein Recht an die Krone sofort geltend gemacht und alle Gegner für Hochverräther erklärt, wie später sein Sohn es that, so hätte es ohne Zweifel schon ihm gelingen müssen, den Thron zu besteigen. So aber sah er sich bald genug durch die Intriguen der herrschsüchtigen und unternehmenden Königin genöthigt, sich aufs Neue in einen ungewissen Kampf einzulassen. Die Schlacht von Blore-heath (am 23. Sept. 1459) ging durch Verrath eines seiner Offiziere, der mit seinen Leuten zur königlichen Partei überging, verloren. Er selbst mußte nach Irland flüchten, um dort einen bessern Zeitpunkt abzuwarten.

Dieser stellte sich durch die Thätigkeit seines kühnen und tapfern Freundes und Verwandten, des Grafen von Warwick, herbeigeführt, bald genug wieder ein. Die Schlacht von Northampton (am 10. Juli 1460), welche er der mit der höchsten Erbitterung von ihm

gehaßten Königin lieferte, stellte das Uebergewicht der Partei des Hauses York wieder her, und ein zusammen berufenes Parlament beschließt nach langer Berathung, daß Heinrich für seine Lebenszeit König bleiben, der Herzog von York ihm aber nach seinem Tode in der Regierung folgen solle. Heinrichs Sohn, der Prinz von Wallis, war hierbei ganz übersehen.

Die Königin entfloh in die nördlichen Provinzen und fand hier und im Fürstenthume Wallis bald wieder einen so bedeutenden Anhang, daß sie ihren Feinden aufs Neue die Spitze bieten konnte. In der Schlacht von Wakefield (am 24. Dec. 1460), wo Richard von York auf dem Platze blieb, war der Sieg auf ihrer Seite, bei Mortimer's Croß (1461) hingegen siegte Eduard, der neue Herzog von York, über den Grafen von Pembroke, den die Königin ihm kurz nach der Schlacht von Wakefield entgegen geschickt hatte. Sie selbst gewann noch einen Sieg über den Grafen Warwick durch eine zweite Schlacht, welche in der Nähe von St. Albans (1461) gekämpft wurde, hatte aber wenig Vortheil von demselben.

Eduard, Richards Sohn, der jetzt an der Spitze des Hauses York stand, rückte schnell mit seinen siegreichen Truppen heran, und zwang die Königin, abermals in die nördlichen Provinzen zu entfliehen, während er auf die Hauptstadt losging, wo er mit den größten Freudensbezeugungen empfangen wurde, und auf seine Ansprüche sich stützend, den königlichen Titel und die königliche Würde annahm. Er ward (den 5. März 1461) einmüthig von der versammelten Volksmenge als Eduard IV. zum Könige ausgerufen und von einer großen Anzahl von Bischöfen, Lords und anderen Personen hohen Standes in seiner Würde bestätigt.

Ohne neuen blutigen Kampf durfte Eduard indeß nicht hoffen, sich auf dem für ihn noch wankenden Throne festsetzen zu wollen. Noch lebte Heinrich VI., obgleich er für den Augenblick aufgehört hatte zu regieren; noch war die Königin in voller Thätigkeit, das verlorene Glück wieder herzustellen. Aber er war jung, kühn und tapfer, thätig und unternehmend, und hatte den kriegserfahrnen Warwick zur Seite; so durfte er seine Gegnerin nicht fürchten und die Schlacht bei Touton (den 29. März 1461) mit vierzigtausend Mann gegen sechzigtausend Mann dreist wagen, eine der blutigsten, welche in diesem unglücklichen Kriege bis jetzt geliefert worden war. Ein vollständiger Sieg der Yorkschen Partei über die Lancastersche war die Folge derselben. Die Flucht des Königs, der Königin und des Prinzen Wallis nach Schottland verlieh nur kurze Rettung. Die Schlacht bei Haxham, ein neuer Versuch Margarethens zur Wiederherstellung ihres vorigen Glücks, fiel nicht günstiger aus, als der vorige. Auch dieses Treffen ging für sie verloren und sie entkam nicht ohne Mühe mit ihrem Sohne durch die Flucht nach Flandern, Heinrich, bei seiner gewöhnlichen Unentschlossenheit, fiel aber kurz nachher in des Feindes Hand, weil er sich zu lange im Lande verweilte, und wurde in den Tower gesteckt.

Eduard IV. sah sich kaum auf dem Throne von England befestigt, als er auch sogleich daran dachte, sich zu vermählen. Er würde das Glück, das sein Vater nicht erreichen konnte, in Ruhe und Frieden haben genießen können, wenn er eben bei seiner Vermählung leidenschaftsloser gehandelt hätte. Während Warwick, dem er offenbar seine Erhebung allein zu verdanken hatte, in Paris für ihn um die Hand der Prinzessin Bona von Savoyen, Schwester der Königin von Frank-

reich, warb, schloß er mit der schönen Elisabeth Grey, nach manchem vergeblichen Angriffe auf ihre Tugend, einen heimlichen Ehebund, der indeß doch bald kund werden mußte.

Warwick war schon hierdurch aufs Höchste beleidigt, dennoch ging Eduard so weit, ihn vom Hofe zu entfernen und die Verwandten der neuen Königin, die ihren Einfluß auf den sinnlichen Eduard gut genug zu benutzen verstand, auf alle mögliche Weise zu den höchsten Ehrenstellen zu befördern.

Neue Unruhen waren jetzt voraus zu sehen, denn Warwick, eben so klug als tapfer, war nicht der Mann, sich hierbei zu beruhigen. Zunächst gewann er des Königs eigenen Bruder, den Herzog von Clarence, dadurch für sich, daß er ihn mit seiner Tochter vermählte; dann verband er sich mit der Königin Margarethe, und sah sich durch den Zulauf vieler Mißvergnügten im Kurzen an der Spitze einer Armee von mehr als sechzigtausend Mann.

Eduard mußte der Uebermacht weichen. — Nicht ohne mannichfache Gefahr entkam er durch die Flucht nach Holland, während Heinrich VI., der immer nur ein willenloses Spielwerk in den Händen der siegenden Partei war, wieder auf den Königsthron in England gesetzt wurde.

Dieser neu aufgegangene Glücksstern glänzte aber nur kurze Zeit für ihn. Eduard kehrte nach neun Monaten zurück, fand erst geringen, dann aber immer größern Anhang, und siegte, nachdem auch Clarence, seinen Schwiegervater verlassend, in der Nacht mit zwölftausend Mann zu seinem Bruder übergegangen war, über Warwick, den tapfersten Feldherrn seiner Zeit, in der Schlacht bei Barnet (den 24. April 1471), unweit Lon-

don. Warwick blieb in der Schlacht und der unglückliche Heinrich fiel abermals in die Hände des Siegers.

Daß die Königin Margaretha, welche gerade an dem Tage der unglücklichen Schlacht von Barnet mit dem Prinzen von Wallis und einigen französischen Hülfsvölkern zu Weymouth landete, durch die Nachricht dieser Niederlage doch nicht ganz entmuthigt wurde, sondern ihr und ihres Hauses Schicksal noch einmal auf den ungewissen Ausgang einer Schlacht setzte, zeugt in der That von dem außerordentlichen Geiste dieser Frau.

Bei Tewkesbury, an den Ufern der Severn, überrascht von Eduard, mußte sie (am 4. Mai 1471) den Kampf wagen, der ihr letzter war. Die Lancastersche Partei schien hier ihren gänzlichen Untergang zu finden. Glücklich, wer im Gefechte blieb. Eduards schändliche Grausamkeit verschonte nichts, was ihm lebendig in die Hände fiel. Den jungen, eben so unerschrockenen als hoffnungsvollen Prinzen von Wallis, der mit seiner Mutter in des Königs Gefangenschaft gerathen war, behandelte er so unwürdig, daß er den Herzögen von Clarence und Gloucester und einigen Andern dadurch das Zeichen zu dessen Ermordung gab. Wie der wehrlose Jüngling durch die Dolche dieser Unmenschen fiel, so fand man wenige Tage darauf auch d n unglücklichen Vater desselben, ohne Zweifel gleichfalls auf eine schändliche Weise ermordet, todt, und nur die Königin ward verschont, weil man von Frankreich ein bedeutendes Lösegeld für sie zu bekommen hoffte. Sie beschloß ihr, wenn auch nicht tugendhaftes, doch thätiges Leben (1482) in ihrem Vaterlande, nachdem sie fünf Jahre in Eduards Haft gewesen und dann vom Könige Ludwig XI. von Frankreich ausgelöset war.

Mit der Ermordung Heinrichs VI. und seines Soh-

nes Eduard schien das Haus Lancaster und seine Partei gänzlich vernichtet zu seyn. Nur ein entfernter Abkömmling dieser Familie, Graf Heinrich von Richmond aus dem Hause Tudor, entkam mit seinem Oheim, dem Grafen von Pembroke, nach Bretagne, und er war vom Schicksale berufen, den englischen Thron zu besteigen und der Stifter eines neuen Königshauses zu werden.

Die Ruhe in England war nach der letzten Niederlage der Lancasterschen Partei auf einige Zeit wieder hergestellt. Eduard's Tapferkeit und Entschlossenheit in der Zeit der Gefahr hatten ihm den Thron gesichert; so glaubte er sich nun seiner Neigung zur Wollust und Schwelgerei ohne Bedenken hingeben zu dürfen. Durch diese und seine selbst gegen seine nächsten Blutsverwandten bewiesene Grausamkeit ging ihm der Ruhm verloren, den ihn sonst wohl die Geschichte aufbewahrt haben dürfte. Sein eigener Bruder, der Herzog von Clarence, freilich nicht minder schlecht, als er, da er seinen Schwiegervater, der von ihm empfangenen Gutthaten ungeachtet, im Augenblicke der Entscheidung schändlich verlassen hatte und des jungen Prinzen von Wallis Mörder ward, mußte hiervon die traurigste Erfahrung machen. Eduard konnte es ihm nie verzeihen, daß er früher zu Warwicks Partei übergegangen war. Erst ließ er verschiedene seiner Freunde um der nichtigsten Ursachen willen hinrichten, und dann ihm selbst den Tod geben, und zwar dadurch, wie erzählt wurde, daß man ihn im Tower in einem großen Fasse voll Malvasierwein ersäufte, weil er sich laut und öffentlich über die schändliche Ungerechtigkeit des Königs geäußert hatte. Selbst seine beiden Kinder, ein Sohn, der mit dem Titel seines Großvaters zum Grafen von Warwick er-

nannt war, und eine Tochter, nachmalige Gräfin von Salisbury, starben späterhin eines gewaltsamen Todes, ein Loos, was in dieser Zeit der Gräuel und Schändlichkeit beinahe sämmtliche Glieder des königlichen Hauses und Abkömmlinge von Eduard III. traf.

Eduards IV. im Jahre 1475 unternommener Kriegszug gegen Frankreich verdient kaum einer Erwähnung. Er wollte, gleich seinen Vorgängern, dadurch Popularität bei der englischen Nation gewinnen, ließ sich aber von Ludwig XI., der den Krieg mit England zu vermeiden suchte, mit einer Summe Geldes absinden. Mit dem Frieden von Pacquigni ward zugleich eine Allianz zwischen beiden Mächten geschlossen.

Auch der im Jahre 1480 gegen Schottland erklärte Krieg blieb ohne Bedeutung. Eduards Tod (den 9. April 1483) machte allen Plänen, Frankreich aufs Neue mit Krieg zu überziehen, ein Ende.

Regierung Eduards V. und Richards III., mit dem Zunamen des Buckligen.

Mit dem Tode Eduards IV. brach das Elend des kaum unterbrochenen Bürgerkriegs über England aufs Neue herein. Die Erhebung der Verwandten seiner Gemahlin aus dem geringern Stande der Ritter und Esquire's zu den höchsten Würden und Ehrenstellen im Reiche konnten die stolzen Lords aus den ersten und größten Familien des Landes nur so lange mit Ruhe ansehen, als Eduard lebte. Kaum war er todt, so brach auch der allgemeine Neid und Haß gegen sie los.

Zwei Prinzen, beide noch unmündig, hatte Eduard IV. hinterlassen. Der Prinz von Wales, Eduard V., sein Nachfolger, befand sich im dreizehnten, und Richard, ernannter Herzog von York, erst im neunten

Jahre seines Lebens. Eine Regentschaft während der Minderjährigkeit des neuen Königs war also unvermeidlich. Der verstorbene König selbst hatte beim Herannahen seines Todes die beiden mit einander rivalisirenden Parteien, nämlich die des Hofes und die des alten Adels zu vereinigen gesucht und den Wunsch geäußert, seinen Bruder, den Herzog von Gloucester, zum Regenten zu bestellen; er hatte, den Ausbruch des Hasses befürchtend, den er, so lange er lebte, wohl im Zaume zu halten wußte, zu Frieden und Einigkeit ermahnt. Nichts desto weniger hatte sich der Graf Rivers, der Königin Bruder, der Person des jungen Eduard und der Regentschaft bemächtigt, ward aber bald durch den ränkevollen Herzog von Gloucester mit Hülfe der Partei des Adels, an deren Spitze der Herzog von Buckingham und der Lord Hastings standen, aus der Macht verdrängt, nach welcher er selbst strebte. Der junge König fiel nun in die schlimmsten Hände, in welche er fallen konnte. Der schändliche Richard, dessen unnatürliche Bosheit jedes menschliche Gefühl aufs äußerste empören muß, begnügte sich nicht mit diesem einen Opfer; auch den jüngern Prinzen wußte er der mit Recht um das Schicksal ihrer Kinder bangenden Mutter zu entreißen.

Jetzt nahete der Niederträchtige dem Ziele seiner Wünsche. Nachdem er sich zum Protektor des Reichs hatte ernennen lassen, ließ er seine beiden unglücklichen Neffen, unter dem Vorwande, ihre Personen vor möglichen Gefahren zu sichern, im Tower einkerkern. Zunächst erfuhren der Graf Rivers und einige Andere, blos wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an den jungen König, den Haß des schändlichen Protektors. Sie wurden auf seinen Befehl enthauptet, und noch an demsel-

den Tage traf auch den Lord Hastings aus gleicher Ursache ein gleiches Loos.

Richards Schändlichkeit ist nicht mit Worten auszusprechen. — Alles bisher Geschehene und selbst das der eben so tugendhaften als schönen Johanne Shore, einer Geliebten Eduards IV., die ihren Einfluß auf den König nur zum Wohl der Hülfesuchenden anwandte, durch seine Verruchtheit herbei geführte traurige Schicksal, über vierzig Jahre im tiefsten Elende zu leben, war dem Verbrechen nicht zu vergleichen, welches er kurze Zeit darauf beging. — Seines Bruders Söhne standen ihm im Wege, wenn er die Krone erlangen wollte, nach welcher er strebte. Sie mußte er also erst verderben, und das that er auf die teuflischste Weise. Der Herzog von Buckingham, nicht weniger schlecht, als er, und so lange es sein Vortheil heischte, ein treuer Anhänger von ihm, mußte theils selbst, theils durch einen feilen Geistlichen, den Doctor Shaw, in der St. Paulskirche in London das Volk durch gleißnerische Reden bearbeiten und zu beweisen suchen, daß die beiden gefangenen Prinzen nicht von ächter Geburt seyen, mithin dem Herzoge von Gloucester allein die Krone gebühre.

Der geringe, nur von einigen Wenigen aus dem Pöbel, die dazu erkauft waren, gezollte Beifall, zeigte ihm deutlich, daß das Volk im Allgemeinen diesen schändlichen Kunstgriff durchschaue und verachte.

Das Ganze war ein von Richard angestelltes Gaukelspiel, wie es späterhin die Welt noch öfter erblickt hat. Da ihm das Recht fehlte, so wollte er wenigstens einen Schein desselben für seine Usurpation haben. Den Thron um der Lauheit des Volkes willen, das sich von ihm nur Böses versprechen konnte, aufzugeben, war

nicht seine Sache; auch war er zu weit gegangen, um zurücktreten zu können. So nahm er ohne Bedenken den Königstitel an und vollendete sein Werk durch die Ermordung seiner beiden Neffen, die ihm ein Haupthinderniß der Erreichung seiner ehrgeizigen Pläne zu seyn schienen.

Schlechten Fürsten fehlt es auch selten an schlechten Dienern, die jeden Augenblick bereitwillig sind, selbst ihren grausamsten Befehlen zu gehorsamen. Auch zur Ausführung dieses Bubenstücks war bald ein Werkzeug gefunden. Sir James Tyrrel war der Unmensch, der den Mordantrag des Tyrannen annahm, welchen der menschlicher gesinnte Sir Robert Brackenbury, Gouverneur des Towers, abgelehnt hatte. Nachdem diesem sein Commando und die Schlüssel zu dem Zimmer der jungen Prinzen abgenommen und jenem auf 24 Stunden übergeben waren, mußten drei andere hierzu von ihm gedungene Bösewichter die beiden Prinzen bei Nachtzeit, während sie im tiefen Schlafe lagen, überfallen und in ihren Betten ersticken. Die Leichname wurden dann auf seinen Befehl sofort am Fuße der Treppe tief im Grunde unter einem Haufen von Steinen verscharrt.

England darf wahrlich nicht fürchten, in Betreff verübter Gräuelthaten, Unmenschlichkeiten und Barbareien irgend einem Lande in Europa, wo nicht auf dem ganzen Erdenrunde, nachstehen zu müssen. Es hat, wie Frankreich, seine Revolution, wie Deutschland, seinen dreißigjährigen Krieg gehabt; es hat ihm, wie der Verfolg unserer Geschichte noch näher darthun wird, weder an Fanatikern, noch an lodernden Scheiterhaufen, gleich Spanien, gefehlt; es hat ächt türkische Barbaren auf seinem Throne sitzen sehen, die ihre Gemahlin-

nen, wenn sie ihrer überdrüßig waren, mit kaltem Blute schlachten ließen. — Was ungezügelte Herrschbegierde nur irgend für passend hielt, den so oft mit Blute besudelten Thron zu gewinnen, erlaubte man sich ohne Scheu, und nur zu oft fanden, wie wir bereits hinreichend gesehen haben, schlechte und schändliche Fürsten in ihren Unterthanen bereitwillige Helfershelfer ihrer Schandthaten. Namentlich zeichnete sich die Periode, deren Ende wir uns in unserer Erzählung jetzt nahen, durch teuflische Bosheit und Gräuelthaten aller Art, durch die wildeste, fast über die ganze Nation ausgebreitete Rohheit, aus. Wenn in der Regentenfamilie die Blutsverwandtschaft so wenig geachtet ist, daß ein Bruder, ein Verwandter den andern ermordet, was ist da von der Nation selbst zu erwarten? — Die Unklugheit, mit welcher die Fürsten aus dem Hause York sich unter einander selbst aufrieben, hob das Lancastersche Haus wieder auf den Thron.

Eduard V. hatte sich seines Königstitels, denn mehr als den Titel besaß er nicht, kaum etwas mehr als ein Paar Monate zu erfreuen, wenn anders viel Freude dabei ist, ein eingekerkerter von der drohendsten Lebensgefahr stets umgebener König ohne königliche Macht und Ansehen zu seyn. Unbegreiflich ist das Schicksal! — Während Eduard IV., durch seine Grausamkeit nicht minder schändlich, als sein Bruder, einen natürlichen Tod starb, mußten seine unmündigen Söhne, noch frei von aller Schuld, unter den Händen verruchter Mörder ihr Leben aushauchen.

Richard III., der sich den Weg zum Throne durch die schändlichsten Verbrechen gebahnt hatte, suchte sich zunächst im Besitze desselben durch reichliche Beschenkung derer, welche ihm hierbei vorzüglich behülflich gewesen

waren, fest zu setzen, fand aber bald, daß ein Verräther den andern selten treu, und Freundschaft zwischen Verbrechern nie von Bestand ist. Der Herzog von Buckingham, eben so schlecht als Richard, war unersättlich in seinen Forderungen. Als der König, aus Furcht, einem schon so mächtigen und zu stetem Aufruhr geneigten Manne noch größere Macht zu verleihen, ihm nicht Alles, was er verlangte, gewähren mochte, ward er bald ein eben so erklärter Feind desselben, als er bisher sein Freund gewesen war. Bei seinen Reichthümern, seiner Macht und seinem Anhange war es ihm auch in der That ein Leichtes, eine Verschwörung gegen Richard zu Stande zu bringen, welche nichts weniger als eine Erhebung des unter dem Schutze des Herzogs von Bretagne in Sicherheit lebenden Grafen von Richmond auf den englischen Thron beabsichtigte.

Eduard IV. hatte außer den beiden ermordeten Prinzen auch mehrere Töchter hinterlassen. Eine Vermählung Heinrichs von Richmond mit Elisabeth, der ältesten derselben, schien das beste Mittel zu seyn, durch diese Verbindung eines Lancasterschen Sprößlings mit einer Prinzessin aus dem Hause York, den langen Streit und das Elend zu endigen, dessen die englische Nation herzlich müde war. Der Mord ihrer Brüder ließ der Prinzessin den Haß vergessen, der allen Abkömmlingen des Yorkschen Hauses gegen die Lancasters gewissermaßen eingeimpft war, und gern trat sie, wie ihre Mutter, die verwitwete Königin, dem Plane bei, den der Herzog von Buckingham entworfen hatte. Aber auch dieser mußte erst den Lohn des Verräthers empfangen, wie ihn der Verrath verdient, unter welcher Gestalt er sich auch zeigen mag. Ehe es ihm gelang, die durch ganz England verbreiteten Theilnehmer an der Ver-

schwörung unter die Waffen zu bringen, und dem wachsamen Richard an der Spitze eines Heeres, welches er in Wallis zusammengebracht hatte, entgegen zu treten, sah er sich schon von diesem verlassen. Ein ganz ungewöhnlich starker und anhaltender Regen, in welchem die abergläubischen Walliser eine üble Vorbedeutung erblickten und davon liefen, hinderten ihn, dem Könige entgegen zu gehen, und nöthigten ihn, sein Heil in der Flucht zu suchen. — Seine Verbergung bei einem alten Diener seines Hauses half ihm wenig; er ward entdeckt, dem Könige ausgeliefert, und nach damaliger Sitte ohne Weiteres hingerichtet.

Die Mitverschwornen Buckinghams, welche in verschiedenen Gegenden Englands die Waffen gegen die jetzige Regierung ergriffen hatten, mußten nun gleichfalls ihr Leben durch die Flucht zu retten suchen, während mehrere Andere derselben in Richards Hände fielen und mit dem Leben büßen mußten.

Heinrich von Richmond, durch Stürme abgehalten, landete an der Spitze seines kleinen, zu diesem Unternehmen zusammen geworbenen, aus 5000 Mann bestehenden Heeres, als seine Freunde schon zerstreut waren, und mußte nun gleichfalls nach Bretagne zurückkehren.

Richard hatte diesmal zwar die Oberhand behauptet, aber er war zu klug, wenn man nicht sagen will, arglistig, um sogleich zu begreifen, worauf es hier hauptsächlich ankomme, die ihm noch immer drohenden Gefahren von sich abzuwenden. Richmond konnte ihm nur durch die schon von Buckingham projectirte Heirath mit der Prinzessin Elisabeth, der nach dem Tode ihrer Brüder einzig rechtmäßigen Erbin des Throns, gefährlich werden. Sie zu hintertreiben und sich selbst in den

Besitz der Prinzessin und des hieraus entspringenden Vortheils zu setzen, war fortan sein eifrigstes Streben. Seine Gemahlin, Anna von Newil, des Grafen von Warwick zweite Tochter und Witwe des durch seine Hand ermordeten Prinzen von Wales, Heinrichs VI. Sohn, war das geringste Hinderniß. Seine vom Blute der nächsten Verwandten schon übergenug besudelten Hände scheuten sich keinen Augenblick, den alten noch ein neues Opfer beizufügen. Aber die öffentliche Meinung, die gänzlich gegen ihn war, fürchtete er, und nahm daher zu Gift seine Zuflucht. Anna von Newil verschied und er war frei.

Die verwitwete Königin dachte niedrig genug, der Bewerbung des Mörders ihrer Söhne ein williges Gehör zu leihen; aber Heinrich von Richmond, durch seine Anhänger zur schleunigsten Eile getrieben, und selbst von Karl VIII., der seinem Vater Ludwig XI. auf dem Throne Frankreichs gefolgt war, aufgemuntert, unternahm es noch einmal (1485) mit einem Häuflein von zweitausend Kriegern in England zu landen.

Richards Lage war besonders dadurch gefährdet, daß kaum einer seiner Freunde und Anhänger ihm treu und er selbst bei der Nation allgemein verhaßt war, der es keinesweges unbekannt war, daß der blutbefleckte Tyrann auch nicht einen wahrhaft begründeten Rechtstitel an die usurpirte Krone hatte. Auch sah er bald, wie Einer nach dem Andern ihn verließ und des Grafen von Richmond Anhang sich vermehrte. So mußte das Glück der Waffen zwischen beiden entscheiden.

Es war am 22. August des Jahres 1485, als die Heere beider Rivale bei Bosworth unweit Leicester auf einander stießen, das des Grafen nicht über sechstausend Mann und das des Königs mehr als noch einmal so

stark. Aber die Schlacht entschied sich bald zu Gunsten des Erstern, da Lord Stanley mit 7000 Mann zu ihm überging, als kaum das Gefecht begonnen hatte. — Richards Tapferkeit war ohne Tadel. Er tödtete mit eigener Hand den Fahnenträger des Grafen von Richmond und noch verschiedene andere angesehene Offiziere seines Gegners, den er mit aller Wuth, die ihm seine verzweifelte Lage nur einzuflößen vermochte, vergeblich zu erreichen strebte, um durch einen Zweikampf mit ihm den Streit zu entscheiden. Er fiel, bis zum letzten Augenblicke seines Lebens mit der unerschrockensten Tapferkeit fechtend, von der Ueberzahl seiner Feinde übermannt, mit den Waffen in der Hand, und fand so einen ehrenvollern Tod, als er verdient hatte.

Die Schlacht bei Bosworth endete den langen Streit zwischen der weißen und rothen Rose, oder den Häusern York und Lancaster. Beide hatten aufgehört zu seyn, da von den männlichen Gliedern derselben keins mehr vorhanden war und Heinrich von Richmond nur von mütterlicher Seite zu den Lancasters gezählt werden konnte. Mit Richard III. fiel der letzte York, da er, aus Eifersucht und Furcht, seine mit Mord errungene Krone sich wieder entreißen zu sehen, selbst schon genug dafür gesorgt hatte, daß keiner dieses Hauses mehr vorhanden war, der ihm hätte schaden können.

„Einer Charakterschilderung Richards bedarf es nicht" sagt mit Recht einer der neuesten englischen Geschichtschreiber (Lingard) „denn wenn er die Verbrechen, deren man ihn beschuldigt, begangen hat, so war er wenig besser, als ein Ungeheuer in menschlicher Gestalt." Eine verschiedentlich versuchte Rechtfertigung dieses Tyrannen, der nichts Empfehlendes, weder seines Innern noch seines Aeußern, für sich hatte, beruht mehr auf

blos grundlosen Conjecturen, als wirklicher historischer Gewißheit. Richard war klein von Statur und bucklig und zeichnete sich höchst unangenehm durch eine rauhe und strenge Gesichtsbildung aus, die nur zu sehr auf sein Inneres schließen ließ.

Werfen wir am Ende dieser Periode einen Rückblick auf die Vergangenheit, und fragen, was England durch die vielen schuldigen und unschuldigen Opfer, welche für das ihnen meistens fremde Interesse ihrer Führer und Treiber theils auf den Schlachtfeldern fielen, theils auf dem Schaffot oder sonst durch einen gewaltsamen Tod ihr Leben endigten, was durch den unaussprechlichen Jammer und das Elend der vielen tausend Familien gewonnen, die durch die zerstörenden Kriege mit Frankreich und die innern Unruhen seit einem Jahrhunderte zu Grunde gegangen waren — so wird die Antwort höchst unbefriedigend ausfallen. Weder Künste und Gewerbe noch Wissenschaften können gedeihen in einer Zeit, wo an der Seite des Schreckens Grausamkeit und Blutgier einherschreiten, wo Parteienhaß in toller Verblendung gegen einander wüthet, wo die Gesetzgeber das Gesetz selbst mit Füßen treten. — England befand sich in einem Zustande der rohesten Barbarei, als mit Richards Tode der verderbliche Bürgerkrieg endigte, welcher dreißig volle Jahre gedauert hatte. — Nur für das, obwohl an sich durch die Natur selbst so sehr begründete, doch nur zu oft unterdrückte Recht der Gemeinen, mitsprechen zu dürfen, wenn es ihr und der Ihrigen Wohl und Wehe galt, war etwas gewonnen. Daß viele alte Adelsgeschlechter während dieser Zeit erlöschten, war kein Nachtheil; mit ihnen ging das dem höhern Aufstreben des menschlichen Geistes widerstrebende Feudalsystem seinem Grabe immer mehr entgegen.

Das Haus Plantagenet oder Anjou, das mit Heinrich II. begann und mit Richard III. endigte, hatte seine Herrschaft über England 330 Jahre behauptet; von nicht so langer Dauer ist die nun beginnende Periode unter der Dynastie des Hauses Tudor. Stürmisch und vielbewegt war auch die Zeit, in welche sie fällt, weil solche leidenschaftliche Aufregungen, wie sie bis dahin Statt gefunden hatten, nur langsam und allmählig beschwichtigt werden können, weil die Wirkungen der großen und glücklich vollbrachten Kirchen-Reformation in Deutschland sich auch bis hierher verbreiteten, und Religionsstreitigkeiten veranlaßten, die, wie gewöhnlich, zu gleicher Zeit die schrecklichsten Religionsverfolgungen in ihrem Geleite hatten. So schwer auch der Kampf des Lichts mit der Finsterniß hier, wie in Deutschland, war, so werden wir doch ersteres über letzteres siegen und in dieser Epoche zugleich auch die Seemacht entstehen sehen, die England in unsern Zeiten zu einer Höhe gebracht hat, welche gegenwärtig keinen Rival zuläßt.

Erfurt, gedruckt bei August Stenger.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hüne, Albert / Hüne, Albert, / Koch, Johann Martin,

Geschichte von Großbritannien

Bd.: 2

Gotha 1831

Bamberg, Staatsbibliothek -- H.angl.o.2#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11683420-8